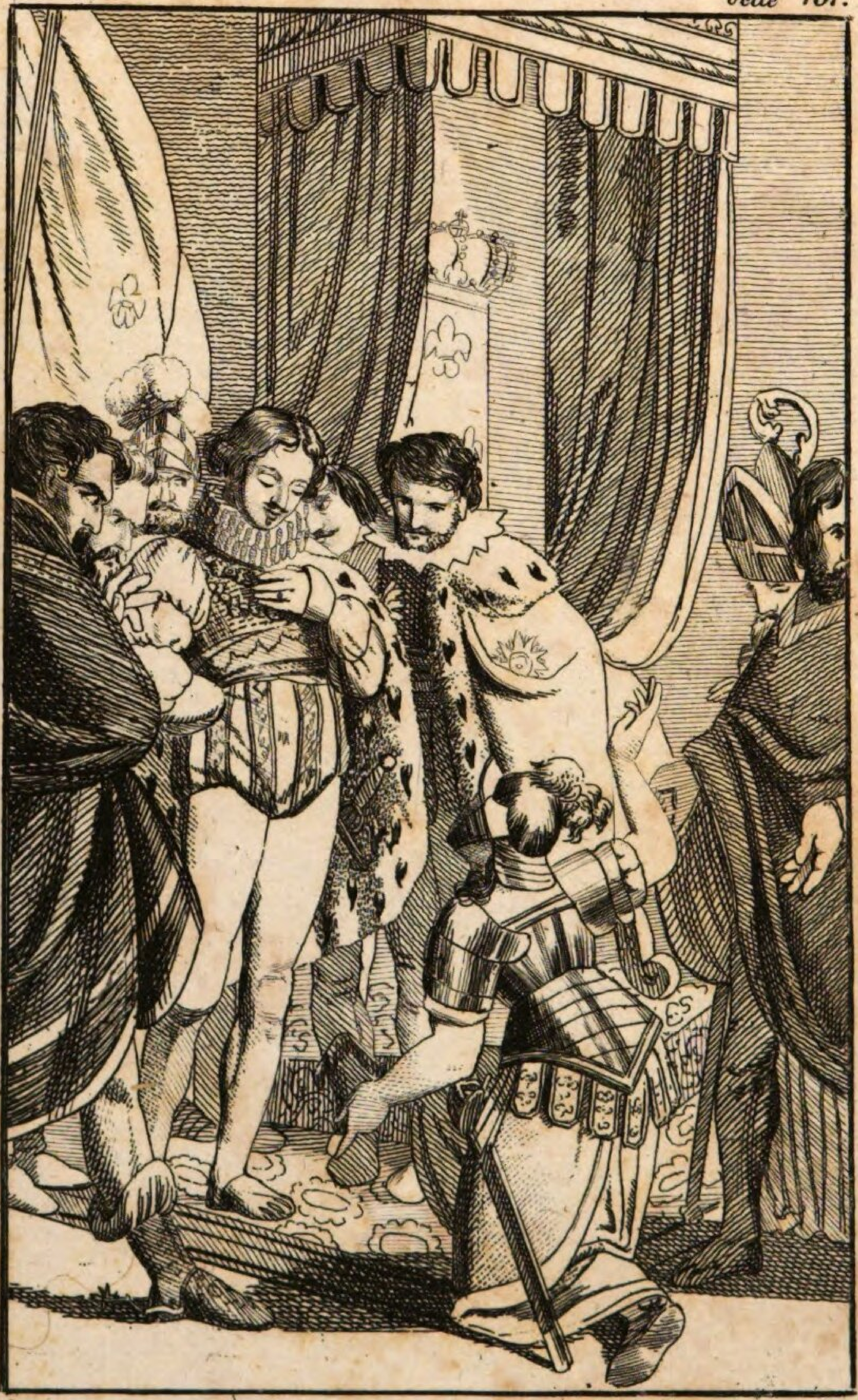
P.o.germ.
443
pm

L. O. Germ.
443 pm.



I. Voltz inv. 1822.

Das

Glück in der Heimath

in

Erzählungen

merkwürdiger Begebenheiten

von

J. P. Gerlach,

königl. baierischem Distrikts-Schulen-Inspektor und Pfarrer zu Burck im Rezatkreise des Königreichs Baiern.

Mit einem Kupfer.

Nürnberg und Leipzig.
Im Verlage der C. H. Zeh'schen Buchhandlung.
1822.

Bayerische Staatsbibliothek München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

An den Leser!

Auf unsichtbaren Säulen stehet
Ein hehrer Dom. In seine Wände
Hat sein Erbauer mit kunstreicher Hand
Des Großen viel und viel des Herrlichen,
Des Furchtbar'n und des Staunenswerthen viel
In Flammenschrift gegraben. Doch zu lesen
Die Schrift ist nur Geweiheten gegeben,
Und die dollmetschen dann den Ungeweih'ten
Was sie belehren und erheben,
Was sie für Großes und für Gutes kann begei-
stern.
Was Einer dieser Hierophanten
In seinem langen Tempeldienst entziffert,
Das bietet er Dir, Leser, freundlich dar
In Deiner Sprache, allgemein verständlich!
Lies, lache, weine, staune — stärke Dich
Im heiligen Vertrau'n auf den Unendlichen,
Der unaussprechlich gut und weise waltet;
Und werde selber so zum Tempeldiener,
Der, mit dem Fuß auf nied'rer Erde wandelnd,
Das Haupt erhebt in höh're Regionen
Und, frei von Vorurtheils und Wahnes Fesseln,
Ein freier Geist, der Gottheit Seyn empfindet.

Inhalt.

Seite

1. Herr Ehrend, oder: Das Glück in der Heimath 1
2. Prinz Zizim, oder: Die Macht des Schicksals 37
3. Der Polterich. Eine Spuckgeschichte . 64
4. Der abgeführte Staatsminister, oder: Die Unternehmung der Franzosen auf Ostende 1658 90
5. Der Admiral Duckworth, oder: Die Engländer vor Konstantinopel. Im Jahre 1807 131
6. Johanna von Arc, oder: Frankreichs wunderbare Rettung im 15ten Jahrhundert 151
7. Maria Stuart, oder: Sieg der Arglist über den Leichtsinn 174
8. Die Jagd der nordpolarischen Seethiere . 202
9. Persien und die Perser . . . 229

1. Herr

1.

Herr Ehrend,

oder:

Das Glück in der Heimath.

Welch ein Abenteuer! Welch eine überraschende, wunderseltsame Erscheinung! Welch eine Menge von Lebenserfahrungen in einem so kurzen Zeitraume!

Ich ging, am 1. Mai, nach meiner Gewohnheit spazieren, die bekannte romantische Strasse nach dem an lieblichen Sängern und herrlichen Bäumen so reichen Münchswalde. Den erquickenden Eindrücken der milden Frühlingsluft und dem erhebenden Gesange der Vögel mich hingebend, kam ich um die Waldecke, die mein Blick dem Auge entzieht, als ich durch den Anblick eines Menschen überrascht wurde, wie ich ihn nie, auch in dem bunten Gewühle der Millionen aus allen Welttheilen und Län-

dern, die ich gesehen gehabt zu haben, mich erinnere. Ein Mann saß, oder lehnte vielmehr, nachlässig hingesunken, auf dem bemooßten Felsenstücke, das dem Beschauer der Gegend zu so bequemem Sitze dient; es war eine auch in dieser Stellung höchst imponirende Figur, ein Greis, um dessen Kinn ein eisgrauer Bart, einen Zoll lang, sich grausete, mit einem Augenpaare, welches einen Jünglinge von zwanzig Jahren anzugehören schien; sein Haupt bedeckte eine Art von Turban, seine Kleidung ein Paar weite Schifferhosen von rothem Ghingang, der kurze Leibrock durch ein ostindisches Shawl, welches in malerischem Faltenwurfe um den Oberkörper gewickelt war, halbverdeckt. Neugierde und zugleich jene edlere Empfindung des Wohlwollens, das wir für gewisse Menschen beim ersten Anblicke fühlen, bewogen mich, ein Gespräch mit dem Fremden anzuknüpfen, ich fragte ihn, ob er ausruhe? Nein, versetzte die Gestalt, ich bereite mich vor. Diese Worte, mit einer Stimme gesprochen, die in mein Innerstes drang — es war eine wahre Musik, ein Deutsch, mit einem gewissen fremden Accente gesprochen, aber höchst edel und gebildet — regten meine Aufmerksamkeit noch

höher auf. Sie bereiten sich vor? fragte ich, und worauf, wenn ich fragen darf?

Es ist zwar sonst meine Sache nicht, antwortete der Fremde sich langsam und höchst anständig erhebend, den ersten besten über meine Gefühle Rechenschaft zu geben; allein Sie, mein Herr, flößen mir ein gewisses Zutrauen ein und wenn Sie sind, was ich aus Ihrem Aeussern schließe, der Geistliche des nahen B.— er hielt hier einen Augenblick inne und ich nickte bejahend — so habe ich eine gedoppelte Aufforderung Ihnen zu sagen, daß ich mich auf das Wiedersehen meiner Heimath vorbereite, welche ich heute vor hundert und sieben Jahren verlassen habe.

Ich gestehe, daß mich diese Eröffnung einigermaßen betroffen machte; der Greis bemerkte es und fuhr daher fort: Hoffentlich überzeugt Sie das von der Wahrheit meiner Worte. Er reichte mir aus seiner Brieftasche ein Papier und ich las nicht ohne Erstaunen: Karl Traugott Ehrend, der Sohn des gegenwärtigen hiesigen Pfarrers, Joh. Michael Ehrend, ist geboren am 1. Mai eintausend siebenhundert rc. Nun kenne ich diesen meinen Amtsvorfahren

wohl aus den Pfarrmatrikeln und andern Akten, erkannte das Siegel und die Hand desselben und erinnerte mich im Augenblicke einer von ihm in das Taufregister eingetragenen etwas räthselhaften Klage über seinen einzigen verlornen Sohn. Diesen Sohn nun vor mir zu sehen, als einen Greis von 121 Jahren vor mir zu sehen, in diesem Aufzuge — das war doch wohl eine Ueberraschung seltener Art und fähig, mich in Erstaunen zu setzen. Ich betrachtete meinen Mann, wie einer, der aus dem Schlafe erwacht und beim Anblicke einer bekannten Person sich erst besinnen muß, wer sie sei. Wenn's gefällig wäre, unterbrach mich der Greis und zeigte auf den Moossitz, so sagte ich Ihnen, was ich dem jetzigen Pfarrer zu B. zu erzählen mir vorgenommen habe, im Falle — was ich zu meinem größten Vergnügen finde — wir beide Zutrauen zu einander fassen sollten. Ich reichte ihm, in stummer Rührung, die Hand, setzte mich neben ihm und er erzählte:

„Meine Mutter habe ich nicht gekannt, mein Daseyn kostete das ihrige. Mein Vater war ein Ehrenmann, der mich mit der größten Zärtlichkeit liebte und mit Sorgfalt erzog. Dennoch konnte ich mich nicht so recht an ihn an-

schließen, er war mir zu weich, zu mild, und sein höchstes Glück beruhete auf der Abgeschiedenheit von der Welt, wozu B. so gelegen ist, während meine Seele von einer unauslöschlichen Sehnsucht, die Welt zu sehen, erfüllt war. Ich weiß nicht, war diese Sehnsucht Naturgabe, oder wurde sie erst durch meinen täglichen Umgang in mein Gemüth gepflanzt. Dieser bestand in meinem Pathen, dem Zollkommissär Herbst, einem raschen, lebendigen Manne, der nicht aufhören konnte, von seinen Reisen zu erzählen und immer damit schloß, ein junger Mensch müsse sich was versuchen, müsse sein Glück probiren. Draußen, sagte er, auf dem Schauplatze der großen Welt, da kann Einer zu etwas kommen und etwas werden. Der gute Mann vergaß, daß er, obgleich er länger als zwanzig Jahre in der Welt herumgewandert war, es am Ende dennoch für ein Glück ansehen mußte, daß er in der Heimath, in dem abgeschiedensten Winkel derselben, ein kärgliches Brod fand. Durch diesen Mann erhielt mein Leben, wie meine Denkungsweise, entschieden seine Richtung; ich gewöhnte mich an den Gedanken, daß der Raum des Fürstenthums zu beschränkt sei für meine Thätigkeit und mir kein

Glück gewähren könne. Darin bestärkte mich insbesondere der Umstand, daß ich, wie ich an körperlicher Größe und Stärke allen meines Gleichen in meinem Bereiche überlegen war, auch in Hinsicht auf geistige Fähigkeiten und Anlagen alle hinter mir ließ. Da ich meinen Vater und seine Ansicht des Lebens kannte, was war natürlicher, als daß ich am Ende auf den Gedanken kam, ohne sein Wissen und Wollen mein Glück in der Welt zu suchen? Als ich confirmirt war, überfiel es mich wie ein Fieber, und wäre ich gewaltsam in B. zurückgehalten worden, es wäre mir wahrscheinlich tödtlich geworden. Mein Vater gab sich darein, mich nach Nürnberg zu einem Kaufmanne in die Lehre zu thun; aber kaum war er selber von da wieder abgereist, als auch ich Anstalten machte, weiter zu ziehen, denn die engen Gassen mit den hohen Häusern und den mitten durch ziehenden Dungstätten, und das abgezirkelte Leben in dem Hause des Herrn Braune mißfielen mir vom ersten Augenblicke an; in meiner Phantasie sah die Welt ganz anders aus. Ich Verblendeter! ich verließ Nürnberg mit einem so frohen Herzen und mit einem so zuversichtlichen Erwarten eines höhern

Glückes — das jedoch gar keine Gestalt in meiner Seele hatte — ohne alle Ahnung des Schmerzes meines Vaters und des Urtheils meiner Bekannten, des Unrechts, das ich beging und der Reue, die ich mir bereitete! Zu Fuhrleuten gesellt, zog ich über Magdeburg nach Hamburg, wohin auch Herr Herbst seinen Ausflug in die Welt gerichtet hatte, wo ich den Anfang meines Glückes zu finden dachte. Wirklich begegnete mir hier, was mich vollkommen befriedigte, und, indem es meine Erwartung niederschlug, sie übertraf: ich schlenderte sorglos hinter dem letzten Fuhrwagen drein, als eine ungeheure Dogge aus dem Gitterthore eines Gartens herausstürzte und mich anfiel; mit Geistesgegenwart packte ich das an mir aufspringende Thier und drückte es so fest an mich, daß ihm der Athem verging. Bravo! sagte eine männliche Stimme und aus der Gartenthüre trat ein ältlicher Mann, der, den Hund beim Halsbande fassend, ihn zurückzog und mich mit Theilnahme fragte, ob ich verletzt sei. Ich habe ihm nicht Zeit gelassen, mich zu beißen, sagte ich lachend, im Gefühle des Stolzes auf meinen Sieg. Das eben sah ich, mein Sohn, versetzte der Mann, und darum konnte ich auch das Bravo

nicht unterdrücken, ob ich gleich nicht ohne Schrecken war. Er lud mich darauf ein, in seinem Gartenhause mich ein wenig zu erholen, fragte mich unterwegs, wer ich sei und meine Antwort hatte allmälich ein förmliches Examen zur Folge, bei welchem ich, durch die Fragen des Mannes in Verlegenheit gesetzt, zum erstenmale zu fühlen anfing, wie sehr ich Unrecht gethan hatte. Herr Walter schloß mit einer sehr umständlichen Auseinandersetzung dieses Unrechts und wünschte mir Glück, den Seelenverkäufern entgangen zu seyn, denen ich um so sicherer in die Hände gefallen seyn würde, da selbst die Fuhrleute gewöhnlich in Verbindung mit ihnen stünden. Ich wurde durch diese Eröffnungen so in Verlegenheit gesetzt, daß ich nicht wußte, was ich sagen, noch weniger, was ich thun sollte. Weißt du was, Traugott, sagte endlich der edle Mann, du bleibst in meinem Hause, bis du an deinen Vater geschrieben und von ihm die Weisung erhalten hast, was du ferner thun sollst. Ich war das zufrieden und versicherte Herrn Walter unter heißen Thränen, daß ich seine Güte für mich vollkommen einsähe; er lächelte und brachte mich zu seiner Familie. Von dieser mit Wohlwollen aufgenommen, erwarb

ich mir auch bald ihr Zutrauen und da ich manche ungewöhnliche Kenntnisse und Fertigkeiten besaß und Herrn Walter sogleich nützlich seyn konnte, so war es, noch ehe ich an meinen Vater schreiben konnte, entschieden, daß ich in Hamburg bleiben und bei Herrn Walter meine Vorbereitung zum Kaufmanne machen sollte. Mein guter Vater willigte gern ein, wie er über die Freude, mich wieder gefunden zu haben, den Verweiß vergaß, den er mir billig hätte geben sollen. Ich verlebte nun vier Jahre in einer sehr angenehmen Lage; meine unbestimmte Sehnsucht nach der Welt hatte einer klaren Ansicht dessen, was ich für sie zu leisten hatte, Platz gemacht, und das Glück, das ich finden wollte, verschwand mir über den Eifer, mit welchem ich mich eines jeden werth zu machen strebte. Kurz, ich war auf dem Wege, ein solider Mensch zu werden; aber ach! ich konnte meinem Schicksale, ein Abenteurer zu seyn, nicht entgehen. Im Sommer des Jahrs 1718 schickte mich Herr Walter in Geschäften nach Lübeck. Mein Pferd erkrankte unterwegs plötzlich, ich mußte in einem schlechten Kruge übernachten. Ich aß zu Abend, unbekümmert um die übrige bunte Gesellschaft und legte mich

nieder, beruhigt durch die Versicherung des Meisters, daß mein Pferd am folgenden Morgen wieder im Stande seyn würde. Ein heftiges Rütteln weckte mich aus dem Schlafe, ich begriff nicht, was mir sei, endlich zur völligen Besinnung gekommen, fühlte ich mich an Händen und Füßen gebunden und auf Stroh auf einem Wagen liegen, der mit äußerster Schnelligkeit dahinrollte. Ich rief, eine rauhe Stimme antwortete: Sei ruhig, Kamerad, in einigen Stunden sind wir am Strande, dann wirst du eingeschifft und dienst dem großen Karl; eine ehrenvollere Bestimmung als das Tintenklecksen und Wechselreiten. Der Schlaftrunk hat herrlich gewirkt! Hahaha! Ein schreckliches Licht ging mir auf. Ich versuchte das Mittel, das selten ohne Wirkung bleibt, ich versprach Alles, was ich bei mir hatte. Das haben wir schon in Sicherheit, Kamerad! fiel mir die Stimme hohnlachend ein. Ich verbiß den Zorn über den schändlichen Raub und bot mehr. Das ist nichts! war die Antwort, der König von Schweden braucht Leute und du kannst noch einmal ein Mann werden, der sich in der Welt darf sehen lassen. Beruhige dich! Ich schrie, man bedrohete mich; ich erhob meine Stimme stärker,

da verstopften mir unsichtbare Hände den Mund; — kurz, ich mußte mich in mein Schicksal ergeben. Nach einigen Stunden hielten wir, die Decke ward gelüftet, meine Bande gelöst und ich sah mich auf einer öden Stelle am Strande des Meeres, umgeben von einem Dutzend schwedischer Soldaten, mehrern Menschen, die ich für meine Räuber hielt, weil ich deutlich meinen Wirth von gestern erkannte, und einiger andern klagenden Unglücklichen, wie ich, Opfer der schändlichsten Seelenverkäuferei, welche damals blos von verborgenen Spitzbuben heimlich, späterhin aber von deutschen Fürsten und Herren öffentlich, schändlicher als in Afrika, getrieben wurde *). Im Bewußtseyn meiner Kraft hätte ich es ohne weiters mit dem ganzen Haufen aufgenommen; allein die Feuerröhre der Soldaten überzeugten mich von der Unmöglichkeit des Siegs; so versuchte ich denn das letzte Mittel, ich bat den Offizier um eine Unterre-

*) Es läßt sich leicht denken, was Herr Ehrend hier im Sinne habe; aber warum er's noch schändlicher nennt, als was in Afrika vorgeht, das ist nicht klar; etwa weil es hier von aufgeklärten, gebildeten Fürsten getrieben wurde?

dung und stellte ihm Alles vor, was ich glaubte, das Eindruck auf ihn machen könnte. Der Mann war brav, aber er konnte mir nicht helfen; davon überzeugte er mich selber, und so wurde ich denn eingeschifft und mit den übrigen Rekruten in Schweden gelandet. Zwar versuchte ich noch einigemal, meine Freiheit wieder zu gewinnen, doch mit keinem andern Erfolge, als daß man mich nur desto schärfer beobachtete und mir nicht einmal einen Brief zu schreiben erlaubte. Eingekleidet und eingeübt wurden wir nach Norwegen geführt, wo wir gerade zu rechter Zeit ankamen, um Karln den Zwölften vor Friedrichshall fallen zu sehen. Der Nystädter Frieden gab allen unwillkührlichen Helden im schwedischen Heere den Abschied und die Erlaubniß zu gehen, wohin sie wollten. Gern hätte ich mich an die Regierung gewendet und auf Untersuchung meines Raubes und Entschädigung meines Verlustes angetragen; aber, ohne Geld, mußte ich diesen Gedanken aufgeben und froh seyn, daß sich mir in den ersten Tagen eine Gelegenheit nach Kopenhagen darbot. Diese benützte ich, des Vorsatzes, von da aus nach Hamburg zurückzukehren. Ach! da erhielt ich die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode

meines edlen Wohlthäters. Ich schrieb an seine Wittwe, welche mir versicherte, daß ihr Gatte im tiefsten Kummer wegen meines Verschwindens, und — was mich tief schmerzte — nicht ohne jeweiligen Verdacht, ich könnte vorsätzlich davon gegangen seyn, von der Welt geschieden sei, und mir meldete, daß sie die Handlung aufgebe. Dieß bewog mich in Kopenhagen zu bleiben, wo ich leicht eine Kondition fand. Mein Hang, die Welt zu sehen, der durch das heimische Leben im Walterschen Hause beschwichtigt gewesen war, erwachte unter den kalten, theilnahmlosen Dänen mit seiner ganzen Stärke wieder und als ich nun von meinem Vater Antwort und die Erlaubniß erhielt, „da ich nun doch einmal draussen sei, noch ein Jahr oder vier herumzuschwärmen," war es mir sehr willkommen, im Dienste des Hauses Weisberg Gelegenheit zu einer Reise ins Eismeer auf den Wallfischfang zu finden. Ich sah bei dieser Gelegenheit Grönland mit seinen Eskimos und Island mit seinen Wundern. Im folgenden Jahre (1722) ging ich mit einem Sklavenschiffe nach Afrika, wo wir auf verschiedenen Punkten Schwarze einkauften. Doch das Abscheuliche dieses Handels und ein gräßlicher Vorfall auf

dung und stellte ihm Alles vor, was ich glaubte, das Eindruck auf ihn machen könnte. Der Mann war brav, aber er konnte mir nicht helfen; davon überzeugte er mich selber, und so wurde ich denn eingeschifft und mit den übrigen Rekruten in Schweden gelandet. Zwar versuchte ich noch einigemal, meine Freiheit wieder zu gewinnen, doch mit keinem andern Erfolge, als daß man mich nur desto schärfer beobachtete und mir nicht einmal einen Brief zu schreiben erlaubte. Eingekleidet und eingeübt wurden wir nach Norwegen geführt, wo wir gerade zu rechter Zeit ankamen, um Karln den Zwölften vor Friedrichshall fallen zu sehen. Der Nystädter Frieden gab allen unwillkührlichen Helden im schwedischen Heere den Abschied und die Erlaubniß zu gehen, wohin sie wollten. Gern hätte ich mich an die Regierung gewendet und auf Untersuchung meines Raubes und Entschädigung meines Verlustes angetragen; aber, ohne Geld, mußte ich diesen Gedanken aufgeben und froh seyn, daß sich mir in den ersten Tagen eine Gelegenheit nach Kopenhagen darbot. Diese benützte ich, des Vorsatzes, von da aus nach Hamburg zurückzukehren. Ach! da erhielt ich die Nachricht von dem plötzlich erfolgten Tode

Sturm losbrach, und das Schiff nach mehreren Wochen der Todesangst an die beeisten Küsten von Labrador warf, daß es in Trümmern ging. An die Heimreise in den Booten durften wir nicht denken, sie waren selber ausser Stand. Es wurde beschlossen, ein neues Fahrzeug zu bauen; allein der Mangel an Materialien und der einreissende Mangel an Lebensmitteln hinderten uns — der Winter kam und wir vollbrachten ihn, wie Hermskork und seine Gefährten auf Spitzbergen, in einer großen, dazu errichteten Hütte. Wie viel Zeit hatte ich da zu Betrachtungen über mein Schicksal, über meine Neigung, die Welt zu sehen! Wie fest beschloß ich, wenn ich gerettet würde, nach Europa zu eilen und dort in einem stillen Orte in stiller Thätigkeit zu leben! Doch, das war mir nicht vergönnt. Kaum erlaubte es die wiederkehrende bessere Jahrszeit, so fingen wir wieder an, an unserm Fahrzeuge zu arbeiten. Auf einer der Wanderungen, die wir machen mußten, uns Lebensmittel zu verschaffen, hatte ich das Unglück, mich zu verirren und von meinen Gefährten zu verlieren. Trübes Wetter hinderte mich, mich nach den Sternen zu richten, ich kam immer mehr von der Küste ab und endlich nach

mehreren Tagen der gefahrvollsten Wanderung, eben als meine Kräfte unterliegen wollten, an eine Niederlassung von Eskimos. Diese nahmen mich freundlich auf und verpflegten mich in einer Krankheit, in welche ich sogleich verfiel, sehr sorgfältig. Wie lange ich krank war, weiß ich nicht; aber als ich mich stark genug fühlte, und in Begleitung meiner braven Wirthe auf den Weg machte, mein Schiff zu suchen, traf ich auf die leere Stelle desselben und es blieb mir nichts übrig, als mit den Eskimos wieder nach Hause zu reisen. Gefällig und menschlich spannten sie ihre Hunde an, um mich zu Lande weiter zu bringen und ich trennte mich endlich mit heißen Thränen der Dankbarkeit von den guten Geschöpfen, als sie mit ihren Schlitten nicht mehr weiter kommen konnten.

Mit dem Muthe der Verzweifelung begann ich nun in einer unabsehbaren Wüste eine ungewisse Reise, von welcher ich jetzt nichts weiter sagen will. Ich kam endlich zu Menschen, es waren kupferfarbige Wilde. Diese nahmen den einsamen Wanderer zwar etwas scheu, doch mit Milde auf und mit Entzücken bemerkte ich, daß sie in ihrem Putze europäische Kunstsachen führten: so durfte ich ja hoffen, zu gesitteten

Men-

Menschen zu kommen. Nachdem wir uns etwas verstehen gelernt hatten, gaben sie mir das Versprechen, mich in die Kolonien zu führen, wo sie wohl bekannt wären; allein plötzlich wurden wir einst von einem feindlichen Stamme überfallen und was nicht unter den Keulen und Streitäxten fiel, wurde gefangen weggeschleppt. Mitgefangen, sollte ich auch den Feuertod mitsterben, doch einige europäische Künste, die ich den Wilden lehrte, retteten mir das Leben, machten mich jedoch meinen neuen Gönnern so werth, daß sie nichts davon hören wollten, mich in die Kolonien zu führen, oder zu entlassen. Mehrere Jahre brachte ich so unter den Wilden zu, im Aeussern ihnen allmählig völlig gleich geworden, als sie in einen neuen Krieg verwickelt von ihren Gegnern öfters überwunden und am Ende genöthigt wurden, von ihren bisherigen Wohnplätzen zu weichen. Wir zogen weit gegen Süden und erreichten endlich einen Strom, an dessen herrlichen Ufern die Wilden sich aufs neue ansiedelten. Der Wunsch, unter gesittete Menschen zu kommen, bewog mich zu dem Wagestück, auf einer elenden Pirogue mich dem Laufe des Stromes zu überlassen, weil ich aus seiner Größe schließen konnte, daß er mich un-

mittelbar ins Meer führen würde. Es glückte mir; am Ausflusse des Missisippi — er war es — fand ich in einem spanischen Fort Aufnahme, aber nicht die erwünschteste. Mißtrauisch und hart nahm man mich in scharfe Gewahrsam, schleppte mich von einer Niederlassung zur andern und zuletzt in die noch immer prachtvolle Residenz der ehemaligen Despoten von Mexiko. Hier ward mir wieder ein glückliches Loos, man erlaubte mir, bei den Kaufleuten Unterstützung zu suchen und bald fand ich einen angemessenen Wirkungskreis für meine Talente, die — ich darfs wohl sagen — nicht allgemein waren. Jetzt erst erfuhr ich, daß ich seit meiner Abreise von Newyork acht Jahre meines Lebens so gut als verloren hatte und ernstlicher als je dachte ich jetzt an die Heimath und an die Wiederkehr in dieselbe. Doch konnte ich den Gedanken, so arm daselbst zu erscheinen, nicht ertragen, deßhalb sparte ich und spekulirte, und hatte, besonders als ich, von meinem Prinzipale Vales auf eine Commendite nach Vera Cruz gesetzt, zu bedeutenden Geschäften für mich selbst Gelegenheit bekommen, in wenigen Jahren eine hübsche Summe erworben, als in dem Handlungskriege Englands gegen Spanien bei

der Eroberung Portobellos, wo wir große Niederlager hatten, und durch einen Verlust zur See, all' mein Erworbenes wieder darauf ging. Mißmuthig warf ich die Feder weg, um am Bord eines spanischen Kriegsschiffes mein Heil zu versuchen; allein bald bereute ich in feindlicher Gefangenschaft meinen Vorwitz. Ich mußte froh seyn, daß mir der Flibustier, der uns genommen hatte, Dienste gab.

So sehen Sie mich denn unter Räubern, selbst einen Räuber. Wir schwärmten in ziemlicher Anzahl im großen atlantischen Weltmeer umher. Einige beträchtliche Prisen gaben auch mir wieder ein kleines Eigenthum und das freie, fröhliche Leben der Seeräuber fing an, mir zu behagen, wenn seine Zwecke meinem moralischen Gefühle auch manche tiefe Wunde schlugen. In verschiedenen Gefechten schon ausgezeichnet, hatte ich einmal das Glück, durch Wachsamkeit und Besonnenheit einen feindlichen Ueberfall auf das Schiff, das zur Ausbesserung in einer Bucht lag, zu vereiteln und die Dankbarkeit der Mannschaft erhob mich auf die Stelle des gebliebenen Lieutenants, der Kapitän aber fing an, solches Vertrauen in mich zu setzen, daß er nichts mehr ohne mich unternahm. Leicht beredete ich ihn

daher zu einem Wagezug gegen die westlichen Küsten Südamerika's, die, wie ich wußte, in schlechtem Vertheidigungsstande waren. Die Fahrt durch die magellanische Meerenge schreckte so entschlossene Leute nicht und wir machten auf den Küsten von Chile und Peru reiche Beute. Da wir nun sämtlich für wohlhabend gelten konnten, so beschloß die gesammte Mannschaft, das Schiff zu verkaufen und auseinander zu gehen *). Das war freilich keine leichte Aufgabe, wir mußten einen englischen Hafen aufsuchen, denn bei keinem andern Volke, als den gewinnfrohen Britten, durften wir uns sehen lassen, und wir hatten mehrere hundert Meilen vor uns. Auch sollten wir nicht ohne Gefahr und Beschwerde unser Ziel erreichen: Stürme überfielen uns und jagten das Schiff in ganz unbekannte Gewässer; wir berührten die nachmals durch Cook berühmt gewordene Insel Tahiti, landeten in Neuholland, höchstwahrscheinlich in der Botanybai,

*) Man sieht, daß Herr Ehrend nicht unter den eigentlichen Flibustiers sich befand, die damals schon aufgehört hatten zu seyn, wenn auch ihr Name noch immer gebraucht wurde.

an welcher jetzt England sich würdig aufblühen siehet, und kamen, nach einer äusserst beschwerlichen Fahrt durch die ostindischen Inseln und nach Verlust der halben Mannschaft, endlich doch nach Madras, wo unser Vorhaben ausgeführt wurde. Dieß war im Jahre 1745.

Hier ward mir eine große Freude zu Theil, indem ich den jüngsten Sohn meines Wohlthäters, Herrn Ludwig Walter antraf, von welchem ich während meines Aufenthaltes in seines Vaters Hause besondere Liebe genossen hatte. Er hatte hier ein sehr anständiges Etablissement und ich nahm sein Anerbieten, bei ihm zu wohnen, mit Vergnügen an, weil ich Willens war, aus der Heimath Nachricht zu erwarten, ehe ich mich dahin auf den Weg machen wollte. Herrn Walters häusliches Glück im Kreise eines liebenswürdigen Weibes und dreier hoffnungsvoller Kinder erweckte ein Gefühl in mir, von welchem ich bisher keine Ahnung empfunden hatte und als ich, nach einem Jahre, Nachricht bekam, daß mein guter Vater todt und Herr Herbst, als ein schwacher, lebenssatter Greis nur halb mehr am Leben sei. —

Sie sandten ihm, fiel ich hier dem Erzählenden ein, damals eine Unterstützung?

Er hat sie erhalten? fuhr er lebhaft dagegen auf. Das freut mich, ich konnte keine Nachricht davon bekommen.

Er hat sie erhalten, erzählt die Sage im Dorfe, doch nur zum kleinsten Theile. Der neue Pfarrer, ein Vetter von ihm, eignete sich die ganze Summe zu und legte damit den Grund zu einem bedeutenden Vermögen, welches er sich auf der unbedeutenden Pfarre, auf Kosten der armen Leute zu erwuchern verstand. Der alte Herbst bekam spärlichen Unterhalt von seinem geldhungrigen Seelsorger und starb nicht lange nachher.

„Gott wird ihm Ruhe gegeben haben. Hier hatte er keine.“ So sprach der Greis und versank in Nachdenken. Doch bald blickte er wieder auf und sprach:

Ich ermüde Sie nicht, Herr Pfarrer; ich lese in Ihrem Gesichte, daß Sie einem Unglücklichen herzliche Theilnahme schenken.

Ich versicherte ihm, tief gerührt, daß mich die Erzählung seines Lebens äusserst anziehe und daß ich um so begieriger auf die Fortsetzung sei, da ich ahnete, daß jetzt sein Leben eine schöne Wendung nehmen würde.

Wirklich nahm es diese, fuhr der Alte fort.

Ich fand ein gutes Weib und lebte, in Verbindung mit Herrn Walter, ein Leben, dessen Frieden ich jedem Menschen wünsche. Ach, warum mußte es ein Ende nehmen! — Doch, ich wäre undankbar gegen die Vorsehung, wollte ich murren. Ich genoß es lange genug. Zwei und vierzig Jahre flossen mir, zwar mit manchen Abwechselungen, doch im Ganzen glücklich dahin. Ich fand in der Liebe meiner guten Emmy, die mir drei Söhne und eine Tochter schenkte, im Umgange mit den edlen Walterischen und in besonnener, geregelter Geschäftsthätigkeit, die unsern Wohlstand mit jedem Jahre hob, einen Genuß, dessen Süssigkeit alle meine Vorstellungen übertraf. Wozu sonst das Unglück die Menschen zu führen pflegt, zur lebendigen Erkenntniß eines weisen und guten Gottes und zum Vertrauen auf ihn, dazu führte mich der Genuß eines ächten Glückes und das Beispiel meiner geliebten Emmy, die, von frommen Eltern erzogen, ihre höchste Freude in dem Umgange mit Gott und der Erfüllung ihrer Pflichten fand. Ich lernte von ihr, über das Leben nachdenken, fand, daß ich viel, viel gut zu machen hatte und entdeckte eine neue herrliche Quelle des edelsten Vergnügens in den

Uebungen der Wohlthätigkeit. Wohl mir, ich habe manches wieder gut zu machen Gelegenheit gefunden und benützt, was ich während meines Verweilens unter den Flibustiers verderben half! — Allmählig zerrann mein äusseres Glück wieder; ich begrub nach und nach alle meine Geliebten; meine gute Emmy starb in ihrem sechzigsten Jahre, in welchem auch Herr Walther zur Ruhe ging. Seine Wittwe entschloß sich, mit ihrem einzigen noch übrigen Sohne, nach Hamburg zurück zu wandern. So stand ich denn mit 85 Jahren allein, aber gesund und fest. Doch des neuen Geschlechtes, das ich um mich her aufblühen sah, Thun und Treiben sagte mir nicht zu. Da begrub ich mich in die Einsamkeit eines Landhauses, um im Umgange mit den Todten die Lebenden zu vergessen: ich las die klassischen Schriften der Engländer, Franzosen und Deutschen, studierte die Geschichten und Sagen der Indier und der mit ihnen im frühen grauen Alterthume verbunden gewesenen asiatischen Völker, und lernte dadurch die Bibel, wie die Schriften der Römer und Griechen, verstehen. Abgerechnet den Schmerz um meine Verlornen, gewährte mir dieses Leben höhern Genuß, als all' mein vorhergegangenes;

denn ich sah die Vorurtheile schwinden, in welchen ich bisher befangen gewesen, ich erkannte in Gott, — den jedes Religionssystem anders darstellt und jedes allein richtig darzustellen sich brüstet, mit Verachtung, ach! oft mit Haß auf anders Denkende hinsehend, — immer mehr und mehr den ewigweisen und ewiggütigen Urheber alles dessen, was ist und geschieht, der sich seinen vernünftigen Geschöpfen, durch die Vernunft, nach Maßgabe ihrer Fähigkeiten und Bedürfnisse, mittheilt und in dem am reichlichsten wohnet, der am freiesten von Vorurtheilen und am eifrigsten in der Ausübung der Liebe ist. Ich erhob mich zu dem erhabenen Gedanken, daß ich selber in Gott lebe zu allen Zeiten und daß dieses Leben nie aufhöre, wenn ich auch mit dem Abtreten von dem Schauplatze des gegenwärtigen Daseyns die Persönlichkeit verliere, die allein aus der Vereinigung des Leibes mit meinem eigentlichen Selbste hervorging, folglich mit ihrer Trennung wieder verschwinden muß. Erst durch diese Ueberzeugung kam ich zur wahren Ruhe, zur festen und unerschütterlichen Ruhe. Aber die äussere, die ich so sehr wünschte, wie jene, war mir noch nicht gegönnt. Mein einsames Leben, das nur durch

den Besuch von indischen und europäischen Gelehrten unterbrochen wurde, erregte das Mistrauen der Despoten, die im Namen des freiesten Volkes hier über nie verlässige Sklaven herrschen; ich fühlte bald allerlei Verfolgungen. Als nun endlich gar in einer Nacht — wahrscheinlich durch Anstiftung — mein Landhaus in Brand gerieth und ich selbst beinahe das Leben dabei verloren hätte, sah ich ein, daß in dem englischen Indien meines Bleibens nicht länger sei; daher brachte ich mein Vermögen in Sicherheit und verließ das Land, wo ich so glücklich gewesen war, daß ich mich jetzt doppelt unglücklich hätte fühlen müssen, hätte ich nicht gelernt gehabt, mich in den Willen Gottes zu ergeben und den bösen Tag auch für gut zu nehmen.

Mit diesem Bambusrohre in der Hand durchwanderte ich nun, in Gesellschaft und allein, wie es sich gerade traf, das nördliche Indien, Persien, Arabien und Egypten, blieb, wo es mir gefiel und genoß, bei allen Gefahren und Beschwerden, manches beneidenswerthe Glück. Egypten besonders hielt mich länger auf, als ich mir vorgenommen hatte und erst mit dem Anfange des neuen Jahrhunderts kam ich auf

einem französischen Schiffe, nachdem wir an verschiedenen Punkten des griechischen Archipelagus und selbst auf Morea gelandet, zu Neapel an, von wo aus ich bald nach Rom eilte, um einen längern Aufenthalt zu machen. Wohl kannte ich die politischen Veränderungen in Frankreich und ganz Europa, ich kümmerte mich jedoch nicht mehr darum, als ein anderer auch, und lebte in der Stille dem Umgange einiger Freunde und dem Genusse, welchen die ewige Roma darbietet. Dennoch ward ich, Gott weiß es wodurch, auch den Franzosen verdächtig und einst unversehens aufgehoben und in Verwahrung gebracht. Der Gouverneur, der mich verhörte, ließ sich einen Abriß meines Lebens geben, sah meine Papiere durch und erklärte mir, er habe Befehl, mich nach Paris zu senden. Mein Protestiren war vergeblich. Aus den Fragen des ersten Consuls konnte ich schliessen, daß man glaubte, ich könnte in Indien Verbindungen haben, die bei den Absichten Frankreichs gegen Englands Besitzungen daselbst zu benützen wären. Als man sich in diesen Erwartungen getäuscht sah, gab man mir die Erlaubniß des freien Aufenthaltes in Paris; allein ich merkte gar bald, daß ich unter stren-

ger polizeilicher Aufsicht stand und Pässe zu meiner Weiterreise konnte ich nicht erlangen. So mußte ich dann die Verwandlungen des ersten Consuls unfreiwillig in der Nähe mit ansehen. Endlich, als ich seine Abwesenheit im russischen Feldzuge zu benützen und die Erlaubniß zur Abreise zu erhalten gedachte, nahmen sie mich gar in engen Gewahrsam, woraus mich erst Ludwig des achtzehnten Gnade befreite. Mein Vorhaben, am Tage meiner Abreise vor gerade hundert Jahren in meine Heimath einzuziehen, war durch Napoleons gewaltherrische Aufmerksamkeit auf mich vereitelt und mich hielten darauf theils Neigung in der Schweiz, theils Geschäfte in Frankfurt am Main und Nürnberg auf, bis ich denn endlich nach 107 Jahren am Tage meiner Abreise in meine Heimath zurückkomme. Hier, so prophezeite mir ein Einsiedler in einer Schlucht des Mustag, soll ich eines höhern Glückes theilhaftig werden, als ich auf meiner Wanderung über den ganzen Erdboden hätte finden können.

Hier, ehrwürdiger Vater, sagte ich, sollen Sie finden eine nicht mehr unterbrochene Ruhe. —

Die Ruhe im Grabe, fiel der Greis ein.

Die Ruhe in Gott, verbesserte ich.

Ja ja, sagte er darauf mit freudiger Heftigkeit, die Ruhe in Gott, das ist der wahre Ausdruck; er wiederholte noch ein paarmal diese Worte.

Nun wollen wir gehen! sagte er endlich nach einer Pause; er hob seinen Mantelsack wie mit jugendlicher Kraft empor und ihn auf seine Schulter nehmend, schritt er rasch um die Waldecke; aber plötzlich stand er jetzt, als er den spitzen Thurm von B. über den Hügel herab im Abendgolde blinken sah, faltete still die Hände und hob sie samt den Augen langsam zum Himmel empor; seine Lippen zuckten dabei gichterisch und zwei große Thränen rollten über seine Wangen. Gott, sagte er endlich, ich habe nicht gezittert, weder in den Stürmen, noch in den Freuden meines Lebens, aber bei diesem Anblicke erzittere ich und fühle mich schwach, wie ein Kind. Er lehnte sich an mich und sank dabei in die Kniee; ich bat ihn, sich zu mäßigen — eine allzuheftige Gemüthsbewegung könnte ihm schädlich seyn. Ach nein, versetzte er lächeln und seine Züge verklärten sich —

und wenn ich jetzt stürbe, so wäre ich ja glücklich gewesen, daß ich die Heimath von fern gesehen habe, wie Moses das gelobte Land. Doch, nein, ich will sie noch betreten! fuhr er fort und stand rasch auf.

Wir gingen nun schweigend eine Zeitlang neben einander. Plötzlich fragte der Greis: Wo soll ich abtreten, Herr Pfarrer? Sie gehören ins Pfarrhaus, antwortete ich, da sollen Sie abtreten und wohnen, so lange es Ihnen gefällt.

Ich konnte vorhersehen, daß sie so gütig seyn würden, sagte er mild lächelnd, ich nehme es an.

Es dämmerte aber, als wir das Dorf erreichten und die Abendglocke erscholl und in allen Häusern hörte man das laute Gebet der Familien. Es ist noch Alles, wie es vor hundert Jahren war, sagte der Greis gleichsam vor sich hin, ich möchte überall hineingehen und sagen: Guten Abend, Leute! Kennt ihr des Pfarrers Traugott noch? Als wir an das Pfarrhaus kamen, bat ich ihn, einen Augenblick zu verziehen, ich wollte meine Familie ein wenig vorbereiten. Das that ich

in geflügelten Worten, nahm dann meine Frau und Kinder an die Hände und ging dem Alten entgegen: Seyen Sie uns freundlich willkommen! sagten wir alle zugleich, ich ergrif darauf seine Hand und führte den Schweigenden ins Haus. Er betrat die Wohnstube mit unsicherm Schritte und setzte sich auf den nächsten Stuhl. Ja, ich bin wieder zu Hause! sagte er endlich langsam und holte tiefen Athem. Da stand der Tisch, an welchem ich mit meinem guten Vater saß, an welchem mein Pathe die Landcharte mit mir durchlief. Dort standen unsere Betten und hier mein Bücherbrett. Meine Frau bot ihm eine Erquickung, er nahm sie mit freundlichem Kopfnicken und fuhr in seiner Vergleichung und in seiner Schilderung mit der Redseligkeit eines Greises fort; dann ging er auf seine Jugend über, und erzählte viel daraus, ließ sich darauf von meinen Kindern erzählen und lachte vergnügt, wenn sie einer Kinderbeschäftigung erwähnten, die er selber auch in Haus und Hof vorgenommen hatte. Nach einer Stunde etwa mußte ich ihn im Hause herumführen, wo er größtentheils noch Alles fand, wie es sonst gewesen, und sich besonders

des kleinen Stübchens freute, das ich ihm zum Nachtlager anwies. Wir aßen nun zu Nacht und trennten uns spät mit der Verabredung, morgen das Dorf und seine nächsten Umgebungen zu besehen. Da suche ich mir ein Plätzchen, schloß der Greis, wo ich meinen Tod vollends erwarten kann. Ich war einigemal in der Nacht vor seiner Thüre, weil ich die Folgen seiner Gemüthsbewegung fürchtete; doch er schlief ruhig die ganze Nacht und als es Tag geworden war und ich ihn hörte, nahm ich mir die Freiheit, anzuklopfen. Er öffnete und ich fand ihn bereits angezogen, ein Band von den Stunden der Andacht lag aufgeschlagen auf dem Tischchen. Ich hörte mit Verwunderung, daß der Greis mit dem herrlichen Buche, und seinen Schicksalen ganz vertraut war. Auf meine Frage nach seinem Befinden, versezte er: Mir ist anders als gestern; nicht wahr! aber doch so, daß ich mir nicht getraue, auszugehen. Vielleicht haben Sie auch den Vormittag zu thun. Geben Sie mir ein Schreibezeug, ich habe Eins und das Andere zu schreiben. Den Nachmittag wollen wir sehen, was wir vornehmen.

men. Ich überließ ihn seinen Wünschen. Beim Mittagessen war er heiter und gesprächig, doch schimmerte eine gewisse Unruhe durch sein Benehmen und seine Farbe wechselte bisweilen. Nach Tische ruhete er eine Stunde, dann kam er in meinen Familienkreis und war wie gestern. Er scherzte mit den Kindern, erzählte von seinem Leben und ward ganz heiter. Gegen Abend forderte er mich auf, mit ihm ins Dorf zu gehen. Die Nachbaren, von seiner Ankunft unterrichtet, füllten die Fenster, die Thüren und staunten den Wundermann an, die Kinder versammelten sich und zogen uns nach. Herr Ehrend winkte ihnen und blieb stehen, doch sie wagten's nicht zu ihm zu kommen, einige liefen davon, endlich kam ein Knabe, den ich beim Namen rief, der Greis liebkosete ihm, schenkte ihm ein Geldstück, er nahm es mit Hast und Gier und lief sogleich wieder fort; der Greis schüttelte den Kopf. Wir redeten ein paar Männer an, die beisammen standen, sie wußten nichts von ihm und nahmen seine Nachrichten mit unbeholfenem Erstaunen auf und wußten in ihrer Ideenarmuth nichts zu erwiedern. Der Greis zog mich am Arme weiter und seufzte tief. Wir gingen endlich zum Ortsvorsteher.

Der Mann nahm den Höflichkeitsbesuch für etwas anderes, sprach von seiner Verpflichtung, auf alle Fremden aufmerksam zu seyn und von der Vorsicht, die man jetzt anwenden müsse, bei Aufnahme eines Ankömmlings. Mir selbst ward bange dabei. Herr Ehrend sah ihn schweigend an, grüßte zum Abschiede und führte mich aus dem Hause. Ich sah ihm an, daß ein Kampf in seiner Seele war. Gott, brach er endlich aus, ich bin hier nicht mehr zu Hause! Natürlich bemühete ich mich, ihm diese trübe Vorstellung auszureden; ich stellte ihm die Befangenheit und Verlegenheit der Dorfsbewohner vor, die sich bei der nähern Bekanntschaft schon verlieren und der Herzlichkeit Platz machen würde. Gehen wir, versetzte er, ins Pfarrhaus; dort ist mir wohl! Wirklich war er unter meinen Kindern bald wieder vergnügt geworden. Nach dem Abendessen ward er wieder etwas feierlicher, er schied mit Zärtlichkeit von den Kindern, die nach und nach zur Ruhe gebracht wurden; dann als wir allein waren, brachte er das Gespräch auf den Tod, auf die Unsterblichkeit und sagte mir viel Erhabenes über diesen Glauben. Endlich umarmte er meine Frau und mich und bat lächelnd, nicht so be-

sorgt um ihn zu seyn, wie in der vorigen Nacht, dann ging er zu Bette. Ich war es aber doch und schlich verschiedenemale an seine Thüre; es war alles ruhig. Gegen zwei Uhr des Morgens entschlief auch ich. Als ich gegen 7 Uhr an die Gaststube klopfte und keine Antwort erhielt, überlief es mich kalt. Ich öffnete behutsam und trat, mit meiner Frau zugleich, ins Zimmer. Ach, meine Ahnung war erfüllt, der Greis lag entseelt auf seinem Lager. Seine Augen, halb von den Liedern bedeckt, waren gen Himmel gerichtet, seine Hände lagen gefaltet auf seiner Brust. Sein Lager war so sehr in Ordnung, daß man wohl sah, er war ohne allen Kampf entschlummert. Mit Thränen im Blicke sah ich unverwandt auf die geliebte Leiche; da verschwand mir allmählich der Greis und an seine Stelle lag das Bild eines Jünglings in der schönsten Blüthe des Lebens, das Bild des Vollendeten, wie er aus dem väterlichen Hause gegangen war, das Glück zu suchen, ein unvollkommenes Bild des höhern Glückes, zu dem er nun in der Heimath eingegangen war.

Alle angewandten Rettungsmittel waren vergeblich. Ich mußte Anstalten zur Beerdigung machen. Unter den Papieren des Vollendeten

fand sich ein Nachtrag zu seinem letzten Willen, der mich zum Eigenthümer des Nachlasses machte, welchen er mit sich geführt hatte. Mehrere seltene Kostbarkeiten kamen dadurch in die Hände der Meinigen; für mich aber ist die größte Kostbarkeit eine Art von Tagebuch *), von welchem ich mir den höchsten Genuß und eine wichtige Ausbeute verspreche.

*) Der nachdenkende Leser wird leicht errathen, daß die nachfolgenden Aufsätze aus diesem Tagebuche genommen und den Umständen gemäß überarbeitet sind.

2.

Zizim,

oder:

Die Macht des Schicksals.

In einem vertrauten Zirkel behauptete einst einer: „Unter allen Päpsten habe keiner die Würde des h. Stuhls mehr geschändet, als Alexander der Sechste.“ Zum Belege für seine Behauptung theilte er uns nachfolgende Erzählung mit, die er aus Originalpapieren geschöpft haben wollte:

Muhamed der Zweite starb (1431) und hinterließ zwei Söhne, Bajazet und Zizim. Beide machten Ansprüche auf den Thron, jener als der Erstgeborne, dieser, weil er, seinem Vater ähnlicher an Heldensinn, sich für würdiger hielt, als den weichlichen und nur die Beschäftigungen und Genüsse des Friedens lieben-

den Bajazet. Beide Brüder hatten sich nur einmal gesehen, denn Muhamed hatte sie getrennt gehalten, aus Furcht, sie könnten sich gegen ihn verbinden. Bei seinem Tode hielt sich Bajazet in Amasia, am schwarzen Meere, auf; Zizim in Magnesia, in Carien.

Die Pascha's und andere Großen des Reichs waren über die Thronbesteigung verschiedener Meinung, allein Cherser-Ogli, Bajazets Schwiegersohn, bemächtigte sich des kaiserlichen Schatzes, und gewann damit die Janitscharen; dabei erklärte sich der damals berühmte Feldherr Achmet Gedac mit seinem ganzen Anhange für Bajazet, weil er hoffen durfte, unter einem unkriegerischen Fürsten mehr Ansehen und größeren Einfluß zu haben, als unter der Herrschaft eines Sultans, der sein Heer selber anführen würde: so ward Bajazet schnell in Konstantinopel zum Kaiser ausgerufen. Zizim hatte sich indessen auf den Weg nach der Residenz begeben, kehrte jedoch, auf diese Nachricht sogleich um, sammelte sein Heer um die Stadt Bursa und forderte so seinen Bruder zum Kampfe um die Krone heraus. Bajazet ließ sogleich seine beßten Truppen gegen ihn aufbrechen, geführt von dem von allen angebe-

teten Achmet. Dieser setzte schnell über den Bosphorus und drang nach Bithynien vor; eben so unerschrocken aber ging ihm Zizim entgegen. Bald kam es daher zu einem Treffen, in welchem Zizim Wunder der Tapferkeit that; alle seine Getreuen fielen an seiner Seite und endlich, da seine Sache ohne Rettung verloren war, mußte er sich, wollte er nicht seinen Gegnern in die Hände fallen, zur Flucht entschliessen. Er warf sich in einen Wald, des Entschlusses, am andern Morgen seine zerstreuten Truppen zu sammeln und sein Glück noch einmal mit den Waffen zu versuchen; allein er brachte nicht mehr, als vierzig Reuter zusammen und es blieb ihm kein Ausweg weiter, als die schleunigste Flucht in ein fremdes Land. Seine Freundschaft mit dem Sultan Cait-Bei von Egypten bestimmte ihn, zu diesem zu gehen und er gelangte glücklich nach Cairo, fand jedoch, ausser Ehrenbezeugungen und Freundschaftsversicherungen, wenig Trost bei ihm. Cait-Bei sandte einen Emir nach Constantinopel, um sich bei Bajazet für den Geflüchteten zu verwenden und dieser brachte die Versicherung, daß der Kaiser geneigt sei, seinem Bruder eine Provinz in Asien zu überlassen. Obgleich nun

Cait-Bei selber gewünscht hätte, Bajazet möchte sein Reich mit seinem Bruder gleich getheilt haben, da seine eigene Sicherheit dadurch befestiget worden wäre, so rieth er dem Prinzen doch zur Annahme des Anerbietens; allein dieser verwarf es mit stolzem Trotze: ein Streit von solcher Wichtigkeit, sagte er, könne nur mit dem Schwerte in der Hand entschieden werden. Er mochte so gut einsehen, wie der Sultan, daß man ihn nur in trügerische Unterhandlungen ziehen wolle, die nie enden würden. Da nun Cait-Bei weiter nichts für seinen Schützling zu thun geneigt war, so empfahl ihm dieser seine Gemahlin und Kinder und ging zu dem Fürsten Caraman in Cilizien, der ihm die Versicherung hatte geben lassen, daß er ihm mit aller seiner Macht wider Bajazet beistehen wolle. Caraman hielt sein Wort. Nachdem Zizim sich durch einen feierlichen Eid verpflichtet hatte, ihm alle die Provinzen, welche sein Vater Muhamed den Ciliziern entrissen, wieder zu geben, so bald er den Thron bestiegen haben würde, rüstete Caraman auf das eiligste ein beträchtliches Heer aus und forderte alle seine Bundesgenossen auf, ihre Macht mit ihm zu gleichem Zwecke zu vereinigen. Von allen Seiten ström-

ten nun Soldaten und Kriegsbedürfnisse zusammen und bald dachte man sich stark genug, einer Macht entgegentreten zu können, welche alle andern verschlingen zu wollen schien.

Bajazet erschrak nicht wenig über die Nachricht, daß sein Bruder aus Egypten zurückgekommen sei, um aufs neue mit ihm um die Oberherrschaft zu kämpfen. Seine Krone und sein Leben standen hier auf dem Spiele. Zwar hatte sein Feldherr Achmet schon ein ansehnliches Herr versammelt, er fürchtete aber, wie alle schwachen, argwöhnischen Menschen, dieser Feldherr könne sich von Zizim gewinnen lassen und war deßhalb in tödtlicher Verlegenheit. Endlich, da auch seine Minister ihm immer anlagen und vorstellten, daß es für sein Ansehen bei dem Volke und dem Heere durchaus nothwendig sei, bei diesem seine Person betreffenden Streite persönlich thätig zu seyn, entschloß er sich, selber mit zu Felde zu gehen und führte eine Armee von hunderttausend Mann nach Asien hinüber. Eben so viel brachte Achmet ihm entgegen und das vereinigte Heer war den Verbündeten so sehr überlegen, daß diese es nicht wagen konnten, im offenen Felde zu erscheinen; sie zogen sich daher hinter die natürlichen Ver-

schanzungen des Taures zurück. Bajazet, den es sehr ärgerte, daß ihm sein Bruder zum zweiten Male entgangen war, ließ ihm seine Vorschläge zum Frieden und zur Ausgleichung wiederholen und fügte zu dem Versprechen einer Provinz noch die Versicherung eines Jahrgeldes von 200000 Thalern in Golde hinzu. Doch Zizim, die Arglist seines Gegners durchschauend und viel zu stolz, seine vermeinten Rechte freiwillig aufzugeben, erwiederte den Gesandten des Kaisers: „um ein Reich sei es ihm zu thun und nicht um Geld.“ Indessen war die Lage der Verbündeten gefährlich und wurde es mit jedem Tage mehr, da Achmet, troz der Unterhandlungen fortgefahren hatte, alle Pässe des Gebirges zu besetzen und den Eingeschlossenen die Ausgänge abzuschneiden. Es mußte ein Entschluß gefaßt werden. Zizim, an seinem Glücke verzweifelnd, schlug den Fürsten Caraman vor, sich mit dem Heere zurückzuziehen und Frieden zu schließen, er selbst wolle mit einigen Begleitern in den unzugänglichsten Thälern und Schluchten des Gebirges vor seinem Bruder sich verbergen: doch Caraman, diesem Entschluß ihm ausredend, schlug ihm dagegen vor, „er solle sich zu dem Großmeister

der Rhodiser, welcher in ihrem Bunde war und Schiffe zur Bewachung und Vertheidigung der Küsten gegeben hatte, verfügen. Da dürfte er sicher auf eine gute Aufnahme rechnen und wäre in der Lage, daß er von Allem, was in Konstantinopel und im türkischen Reiche vorging, alsbald Nachricht erhalten, im Falle aber seine Anwesenheit nothwendig wäre, schleunig herüber kommen könnte.“ Zizim nahm diesen Rath an und schickte an den Großmeister, Peter von Aubusson einen Vertrauten, der ihm um die Aufnahme auf Rhodus bitten sollte; allein der Abgesandte ward aufgefangen und Bajazet sperrte sogleich alle noch übrigen Ausgänge aus dem Gebirge, um seinen Bruder wo möglich aufzuheben. Zizim fand jedoch Gelegenheit, zwei andere Boten an den Großmeister zu senden, welche glücklicher waren; er selber aber verließ sogleich das Gebirge und näherte sich, von Caraman begleitet, der Küste, um die Antwort von Rhodus alsbald zu erfahren. Der Großmeister hielt es, mit Zustimmung seines Rathes, der Ehre und dem Vortheile des Ordens gemäß, den Prinzen aufzunehmen und sandte auf der Stelle ein Geschwader, unter Don Alvaro de Zuniga, dem Großprior von Castilien,

ihn abzuholen. Unterdessen, als die beiden Fürsten gewahr wurden, daß ihre Verfolger ihnen immer näher kamen, trennten sie sich; Caraman flüchtete durch die Gebirge in sein Land zurück, Zizim dagegen wartete am Strande auf die Rückkehr seiner Gesandten. Da erschienen plötzlich einige Spahis und schnell warf er sich in eine auf diesen Fall in Bereitschaft gehaltene Barke und stach in See, schoß jedoch, auf diese Weise in Sicherheit, vermittelst eines Pfeiles, einen Brief an seinen Bruder an das Ufer, der also lautete:

Der Sultan Zizim an den Sultan Bajazet, seinen unmenschlichen Bruder.

„Gott und unser großer Prophet sind Zeugen, wie ich mich durch dich in die schmachvolle Nothwendigkeit gesetzt sehe, zu den Christen *) meine Zuflucht zu nehmen. Nicht zufrieden, mich meiner wohlgegründeten Rechte auf die

*) Warum schickte doch Bajazet, der im Grunde doch gerechtere Sache hatte, als sein jüngerer Bruder, diesen Brief nicht nach Rhodus, um den Christen zu zeigen, wie sehr sie der achtete, der sich zu ihnen geflüchtet hatte?
E.

Oberherrschaft zu berauben, verfolgst Du mich noch von Land zu Land, und ruhest nicht eher, als bis Du mich gezwungen, zur Rettung meines Lebens bei den Rittern von Rhodus, den unversöhnlichsten Feinden unsers erlauchten Hauses, eine Freistätte zu suchen. Hätte der Großherr, unser Vater, voraussehen können, daß Du den hochgeehrten Namen der Ottomannen so entweihen würdest, er hätte Dich mit seinen eigenen Händen erdrosselt: ich hoffe aber, daß an seiner Statt der Himmel Deine Grausamkeit rächen werde und ich wünsche nur zu leben, um Zeuge Deiner Züchtigung zu seyn *)."

Bajazet soll geweint haben als er diesen Brief las, ob aus Rührung oder Ingrimm, ist ungewiß.

Zizim richtete indessen seinen Lauf nach Rhodus und bald entdeckte er ein Geschwader, welches mit vollen Seegeln heranschiffte. Schon wollte er, aus Besorgniß, daß diese Schiffe von seinen Bruder abgeschickt seyn könnten, umlen-

*) Es ist auffallend, wie nahe hier der türkische Barbar in seinen moralischen Gesinnungen den aufgeklärtern Christen kommt. Man glaubt, wenn man den Schluß dieses Briefs liest, vollkommen einen Christen zu hören.

ken lassen, als er die rhodische Flagge erkannte. Seine Gesandten kamen auf die verabredeten Zeichen heran mit einem Ritter, welchen Zuniga abgesandt hatte, um dem Prinzen zu versichern, daß er auf Rhodus sehr willkommen wäre. Bald darauf kam Zuniga selber in die Barke und überreichte dem Prinzen ein Schreiben des Großmeisters und den Geleitsbrief. Der Großmeister ging dem Prinzen bis an den Hafen entgegen und reichte ihm die Hand und, nachdem er ihm, wegen seiner völligen Sicherheit und Freiheit die schon gegebenen Versicherungen wiederholt hatte, begleitete er ihn bis zum Hotel de France, das zu seiner Wohnung bestimmt war. Da es der Prinz nicht annehmen wollte, daß ihm der Großmeister zur linken Hand ginge, und äusserte, „es gezieme sich nicht, daß Gefangene vor ihren Herren den Rang hätten," so versetzte D'Aubusson: „Gefangene Eurer Art haben überall den ersten Rang und, wollte Gott, Ihr hättet in Konstantinopel eben so viel Freiheit und Gewalt, als Ihr in Rhodus habet." Die Ritter bemüheten sich auf alle Weise, den über sein unglückliches Geschick in Trübsinn versunkenen Prinzen aufzu-

heitern; aber es gelang ihnen nicht sonderlich, die meisten Ergötzlichkeiten waren nicht nach seinem Geschmacke und es zeigte sich gar bald, daß, so wie sein Aeusseres etwas Wildes und Abstossendes hatte, auch sein Geist und Gemüth seiner barbarischen Abkunft entsprach. Der Aufenthalt eines Gastes von solcher Wichtigkeit fing aber bald an, dem Großmeister unruhige Stunden zu machen: Bajazet mußte, sobald er erfuhr, wo sein Bruder sei, Alles aufbieten, um die Ritter zu seiner Auslieferung zu bewegen. Und konnte man ihm denselben verweigern, ohne einem neuen Angriffe der ganzen türkischen Macht sich auszusetzen? Und doch erlaubten weder das Wort, noch der Sicherheitsbrief, noch die Menschlichkeit, ihn seinem grausamen Feinde zu übergeben. Unversehens langte ein Abgeordneter des Statthalters von Licien an, der unter dem Vorwande, einen Waffenstillstand mit den Rittern abzuschliessen, nach dem Prinzen Zizim forschen sollte; er verrieth diesen seinen Zweck durch die Ungebühr, mit welcher er die Unterhandlungen in die Länge zog. Der Großmeister schloß daher den Vertrag schleunig ab und schickte den Gesandten zurück; allein kaum hatte er diesen fortgeschafft,

als ein anderer sich einfand, der ihm ein Schreiben von Achmet überbrachte. Der Großherr nemlich, der sich keiner abschläglichen Antwort aussetzen wollte, hatte diesem befohlen, wie aus eigenem Antriebe, mit dem Großmeister neue Friedensunterhandlungen anzuknüpfen. Achmet also forderte den Großmeister zur Abschliessung eines dauerhaften und unverbrüchlichen Friedens auf, wozu er Alles beizutragen sich bereitwillig erklärte, wenn jener deßhalb Gesandte nach Konstantinopel abschicken wollte: dem Großmeister entging die wahre Absicht auch dieser Sendung nicht, er ließ sich das jedoch nicht merken, sondern begnügte sich damit, den Abgesandten sobald als möglich wieder abzufertigen, mit der Erklärung, „daß, wenn nur von keinem Tribute die Rede wäre, er nicht anstehen würde, Gesandte an die Pforte zu senden und einen dauerhaften Frieden mit ihr abzuschließen.“

Nach dem Abgange des Gesandten berathschlagten die Rhodiser sehr ernstlich über die nun zu nehmenden Maßregeln und beschlossen endlich, den Prinzen, um ihrer und seiner eigenen Sicherheit willen, einstweilen nach Frankreich zu senden, wo er in irgend einer Kommenthurei

des

des Ordens seinen Aufenthalt nehmen sollte. Zizim, dem kein anderer Ausweg blieb, mußte sich wohl zu Allem verstehen, was man ihm vorschlug; er versicherte indessen, „daß ihm die Gründe seiner Entfernung sehr einleuchtend seien,“ und gab, zum Zeichen seines Vertrauens, vor seiner Abreise, dem Großmeister unbedingte Vollmacht, in seinem Namen und nach dem, was ihm für sein Wohl und seine Sicherheit das Beßte schiene, mit Bajazet zu unterhandeln. Ausserdem verpflichtete er sich noch besonders, „daß er, wenn er das Reich, ganz oder zum Theile erlangen würde, mit den Rittern stets im Frieden leben, ihren Schiffen alle Häfen öffnen, alljährlich dreihundert Christensklaven ohne Entgeld frei lassen und, zur Entschädigung des für ihn gemachten Aufwandes, dem Orden 150,000 Thaler in Golde bezahlen wolle.“ Darauf reiste er ab, begleitet von einem Neffen des Großmeisters, dem Ritter Blanchefort, der Alles aufbot, ihm sein Mißgeschick vergessen zu machen. Seinem Versprechen gemäß schickte nun aber der Großmeister drei Ritter, als Friedensunterhändler, nach Konstantinopel. Bajazet, über ihre Ankunft nicht wenig erfreut, ließ sie sehr ehren-

voll empfangen, und die Unterhandlungen begannen sogleich. Doch, die vorläufige Bedingung, welche Achmet machte, „daß der Großmeister den Sultan für sein Oberhaupt erkennen und als Vasall einen jährlichen Tribut entrichten sollte," wurde alsbald mit stolzer Verachtung verworfen, und als nun Achmet erklärte, „sein Herr würde in eigner Person an der Spitze von 100,000 Mann den Tribut eintreiben;" so wollten die Gesandten auf der Stelle alle Unterhandlungen abbrechen. Da erinnerte ein Pascha, Paläologus, den raschen Feldherrn in türkischer Sprache — doch nicht unverstanden von dem Ritter Düprat, der des Türkischen kundig war — „nicht zu vergessen, daß der Großherr um jeden Preis den Vertrag abgeschlossen wissen wolle." Darauf trat Achmet ab und die Unterhandlungen gingen ihren Gang. Zuletzt aber kam der Hauptpunkt zur Sprache, die Minister verlangten die Auslieferung des Prinzen; die Ritter aber verwarfen dieses Ansinnen mit lebhaftem Unwillen. Endlich, nach langen Unterhandlungen, kam man überein, „der Großmeister sollte den Prinzen nie aus seiner Gewalt und genauen Aufsicht lassen, dafür wollte der Sultan dem Or-

den jährlich 45000 Dukaten und überdieß zur Entschädigung für die von Muhameds Heer auf Rhodus angerichteten Verheerungen gleichfalls 10,000 Dukaten bezahlen." Dieser von dem Großherrn zuerst unterzeichnete Vertrag wurde hierauf an den Großmeister gesandt, um ihn auch von diesem unterzeichnen zu lassen. Es verdroß aber den stolzen Achmet so sehr, daß er seinen Unwillen darüber in beissenden Spöttereien über den Sultan selber laut werden ließ. Dieser wollte ihn darüber bestrafen, wurde jedoch von dem Heere, das jenen sehr anhängig war, mit einem Aufruhre bedroht und bediente sich daher eines für einen Despoten sicherern Mittels, er ließ den Gefürchteten und Verhaßten in aller Stille meuchelmorden.

Während dessen war Zizim an den Küsten der Provence angelangt und mit Erlaubniß des Königes, Ludwig des Eilften, nach der Kommenthurei Bourgneuf gebracht worden, wo die Ritter, die als vorgebliche Gesellschafter ihm zur Wache dienten, ihm einen Thurm zur Wohnung anwiesen, den man eigends für ihn hatte bauen lassen. Die Ueberzeugung, die sich nun dem Unglücklichen gar bald aufdrang, daß er als ein Gefangener bewacht werde, versenkte

ihn in eine tiefe Schwermuth und zog ihm darauf eine Krankheit zu, in welcher man für sein Leben fürchten mußte. Einer von den Rittern, gerührt von seinen Leiden, suchte ihm daher Trost einzuflößen und rieth ihm, den König um eine persönliche Unterredung bitten zu lassen, in welcher es ihm gelingen könnte, Schutz und Hülfe von ihm zu erlangen, so daß er vielleicht noch einmal das Glück der Waffen versuchen könnte. Doch die dadurch in Zizim erwachte Hoffnung täuschte ihn gänzlich, der König wand sich in seiner Antwort in solchen Ausdrücken, daß man leicht einsehen konnte, er habe ganz und gar keine Lust, den Prinzen zu unterstützen, ja nicht einmal ihn zu sehen. So richtete denn dieser seinen Blick einzig nach Rhodus, von woher er mit Ungeduld Nachricht erwartete. Diese kam endlich, aber ach! sie war niederschlagender als jede andere; denn, so sehr man den geschlossenen Vertrag zu beschönigen suchte, der Prinz erfuhr doch, daß die Ritter Frieden mit seinem Bruder geschlossen hatten und daß sie jährlich 45000 Dukaten für den Aufenthalt erhielten, den sie ihm angedeihen ließen: und diese Nachricht, verbunden mit der Lage, in welcher er sich befand, ließen ihn das Gren-

zenlose seines Unglücks vollständig einsehen. Auch ergrief es ihn dermassen, daß man beständig fürchten mußte, er würde in seiner Wuth Hand an sich selber legen. Vergebens suchten die Ritter ihm Trost zuzusprechen und ihn zu überreden, Alles, was geschehen sei, sei zu seinem Vortheile allein geschehen; Zizim war zu klug, um nicht durch die Maske zu sehen, und zu stolz, um nicht durch den Gedanken der Gefangenschaft, in welche man ihn auf eine so unwürdige Weise gebracht hatte, auf das allerbitterste gekränkt und beleidigt zu werden.

Wirklich hält es schwer, das Benehmen des Ordens gegen den unglücklichen Prinzen zu rechtfertigen und nur dann gelingt es einigermaßen, wenn man, was freilich nicht unwahrscheinlich ist, annimmt, daß der Großmeister den Prinzen als eine Geisel ansah, durch welche er vor den Angriffen der Türken in Sicherheit war. Daß er sich für den Unterhalt desselben bezahlen ließ und die Gelegenheit benützte, Entschädigung für erlittenen Verlust zu nehmen, wer wollte ihm das verdenken? *)

---

*) Man sieht, zu dem reinen Moralprinzipe hat sich Herr Ehrend noch nicht erhoben, da er bei

Zwar lagen viele Fürsten den Großmeister dringendst an, den Prinzen frei zu geben und ihn an die Spitze des Heeres zu stellen, mit welchem Papst Sixtus der Vierte, der König Ferdinand von Arragonien, die Republik Venedig, der König Ferdinand von Neapel und vorzüglich Matthias Corvinus von Ungarn, das immer mehr um sich greifende Türkenreich angreifen wollten; allein jener fürchtete die Eifersucht und Uneinigkeit dieser Verbündeten, von denen einige sogar im Kriege mit einander waren, fürchtete, die eine oder die andere Macht könnte, um ihres besondern Nutzens willen, den Prinzen verrathen und somit ihn und die ganze Christenheit um die Vortheile bringen, welche aus seiner Gewahrsam hervorgingen, und lehnte deßhalb alle ihre Anträge ab. Aber, als nun der Nachfolger des Papstes Sixtus, der hochfliegende und planenreiche Innozenz der Achte den Prinzen verlangte, um durch ihn und mit ihm

---

der Beurtheilung der Handlungen noch Nutzen und Schaden in Anschlag bringt. Indeß war er auch den größten Theil seines Lebens hindurch — Kaufmann.

alle Fürsten Europas zu einem Zuge gegen Bajazet zu vereinigen, da glaubte D'Aubusson nicht widerstehen zu können; jedoch vergaß er nicht, sich selber sowohl, als seinen Orden, beträchtliche Vortheile von dem päpstlichen Stuhle für die Auslieferung des Prinzen zusichern zu lassen. Diese Auslieferung suchte Bajazet zwar zu verhindern, er schickte einen außerordentlichen Gesandten an den König, Karl den Achten, von Frankreich und bot ihm, wenn er seinen Bruder ihm ausliefern, oder wenigstens nicht aus seinen Händen geben wollte, alle Reliquien *) an, welche sein Vater Muhamed in Konstantinopel und in allen Städten des griechischen Kaiserthums gefunden hätte; auch versprach er ihm, da er jetzt mit Egypten im Kriege sei und die sichere Hoffnung habe, das gelobte Land zu erobern, daß er ihm, als dem mächtigsten Monarchen der Christenheit, die Krone von Jerusalem auf das Haupt setzen wollte. Karl entließ den türkischen Abgesandten,

---

*) Wirklich soll Bajazet dem Könige die Lanzenspitze geschickt haben, womit Jesus am Kreuze durchbohrt worden; allein man hatte sie schon einmal zu Paris, daher war nicht viel damit anzufangen.

ohne nur auf seine Vorschläge einzugehen, und der unglückliche Zizim mußte nach Rom wandern.

Um ihm nun seine neue Gefangenschaft minder fühlbar zu machen, empfing ihn der Papst mit allen Ehrenbezeugungen eines wirklichen Monarchen und behandelte ihn mit liebreicher Güte, so daß der Prinz, der hier, wenn auch eben so scharf bewacht, doch viel freier sich bewegen durfte, viel mehr Umgang genoß und besonders viel häufiger Nachrichten aus Konstantinopel erhielt, sich um ein Gutes glücklicher fühlte, als in seinem Thurme zu Bourgneuf. Dem Könige von Frankreich war aber aus besondern Gründen an der sichern Bewahrung des Prinzen sehr viel gelegen, er wollte sich zu seiner Zeit seiner Person bedienen, um sich zum Herrn von Konstantinopel und dem ganzen ehemaligen griechischen Reiche zu machen; denn Andreas Paläologus, der Neffe des letzten Kaisers, hatte ihm alle seine Rechte auf dieses Reich abgetreten, und Albanien, so wie Griechenland und Romanien, waren bereit, sich ihm in die Arme zu werfen. Karl konnte indeß, um in diese Provinzen einzudringen, einiger Häfen in Italien, Neapel und Sicilien nicht

entbehren und man beschloß daher, Griechenland nicht eher anzugreifen, als bis Neapel erobert wäre, und begnügte sich vor der Hand damit, den Papst öfters an seine Verpflichtungen zu erinnern, die er in Hinsicht Zizims übernommen hatte, daß er nemlich, ohne vorherige Rücksprache mit dem Könige von Frankreich, über jenen nichts beschließen wolle. Aber kurz darauf starb Innozenz und hatte den berüchtigten Alexander den Sechsten zum Nachfolger, unter welchem sich sogleich Alles änderte.

Dieser tyrannische Mensch nämlich, der sich Alles erlaubte, was nur seinen selbstsüchtigen Absichten diente, entriß dem armen Zizim sogleich den Schatten von Freiheit, dessen er sich bisher erfreut hatte und setzte ihn in eigentliches festes Gewahrsam auf die Engelsburg. Dazu gab ihm Vorwand und Veranlassung der König von Frankreich, der, seinem großen Eroberungsplane gemäß, ausserordentliche Rüstungen machte, die ganz Italien in Schrecken setzten. Auch der Papst zitterte vor der französischen Macht, aber, als ein schlauer, ränkevoller Kopf, verlor er keineswegs die Besonnenheit und richtete seine Pläne auf den Großherrn, von welchem er, mittelst des Prinzen

Zizim, solche Unterstützungen zu erlangen hoffte, daß er im Nothfalle den Franzosen die Spitze bieten könnte. Zu dem Ende schickte er (1494) insgeheim einen Nuntius nach Konstantinopel, der den Großherrn die Nachricht brachte, „der König von Frankreich sei im Begriffe, mit einem ansehnlichen Heere auf Rom zu ziehen, um des Prinzen Zizim sich zu bemächtigen; von da wolle er nach Neapel gehen, und nach dessen Eroberung Griechenland überfallen; Zizim aber solle mit einer Flotte diesen Angriff unterstützen. Der Papst sei bereit, das Vorhaben des Königs zu hintertreiben, wenn der Sultan die 40,000 Dukaten, welche ihm der sichern Bewachung wegen schon vorher ausgesetzt waren, alsbald übermachen ließe.“ Alles ging nach Wunsch, der Nuntius, von einem türkischen Gesandten begleitet, eilte mit seinem Gelde nach Rom zurück, hatte aber das Unglück, unweit Sinigaglia von dem Herrn von Ancona, Giovanni de la Rovera mit seinem Schiffe aufgefangen zu werden. Dieser Rovera, der eine Forderung von 50,000 Dukaten an den Papst machte, hatte dem Gesandten aufgelauert, um sich auf dem kürzesten Wege sein Geld zu verschaffen. Die beiden Gesandten

wurden sogleich auf freien Fuß gesetzt, das Geld schaffte Rovera nach Hause und die vorgefundenen Briefschaften sandte er an den König von Frankreich, der damals zu Florenz sich befand, damit, sie öffentlich bekannt gemacht, dem Papste die gehörige Ehre bei der Christenheit brächten. Unter diesen Papieren befanden sich mehrere Briefe des Großherrn an Alexander den Sechsten; einer der letztern aber, lediglich dem Prinzen Zizim betreffend, ist so merkwürdig, daß er wohl eine getreue Uebersetzung verdient. Er lautet also:

„Nach schuldiger Begrüssung mit aufrichtiger Seele und reinem Herzen machen wir Eurer Hoheit kund, daß wir mit vieler Theilnahme Eurer Wohlbefinden und Alles, was der Nuntius uns von Eurer Seite mitgetheilt hat, vernommen haben. Unter andern berichtet er uns, wie der König von Frankreich des Vorhabens sei, unsers Bruders Zizim, der sich in Eurem Gewahrsam befindet, sich zu bemächtigen, was uns sehr unangenehm seyn, so wie auch Eurer Hoheit und der ganzen Christenheit zu großem Schaden gereichen würde. Darum haben wir, so wie Euer Nuntius selber, geglaubt, es sei für die Ruhe, den Vortheil und

die Ehre Eurer Hoheit und auch für unsere eigene Beruhigung das Beßte, wenn Ihr den erwähnten Zizim, meinen Bruder, der doch einmal sterben muß, und sich in Euren Händen befindet, kurz und gut sterben liesset, was für ihn Leben wäre und Eurer Macht und Ruhe sehr nützlich und zuträglich und auch uns überaus erwünscht. Und wenn Euer Hoheit diese Gefälligkeit für uns haben will, wie wir von Eurer Klugheit mit Zuversicht erwarten dürfen, so wäre es wohl für Euren Vortheil und für unsre Ruhe am allerbeßten, wenn Ihr den obbemeldeten Zizim aufs schnellste und auf die möglichst beßte Weise aus dem Elende dieser Welt befreitet und in eine andere Welt befördertet, wo er glücklicher wäre. Will Eure Hoheit sich hiezu verstehen und uns seinen Leichnam nach irgend einen Ort diesseit des Meeres zuschicken, so versprechen wir Sultan Bajazet, an Eure Hoheit 300,000 Dukaten zu zahlen, wofür Ihr für Eure Söhne Herrschaften und Ländereien ankaufen möget. Wir sind auch erbötig, diese Summe für Eure Hoheit, wo Ihr es für gut findet, anzuweisen, ehe uns noch der besagte Leichnam ausgeliefert worden. Ueberdieß ver-

sprechen wir noch zu Eurer größern Genugthuung, daß weder wir noch unsre Diener, noch irgend einer unserer Unterthanen eine Feindseligkeit gegen die Christen, weder auf dem Lande noch auf dem Meere, sich erlauben sollen, wenn anders die Christen sie in Ruhe lassen. Und damit Ihr nicht den mindesten Zweifel heget, daß wir dieß eben gethane Versprechen heilig halten werden, so haben wir in Gegenwart Eures Nuntius, bei dem wahren Gott und Evangelium, das wir verehren, feierlich geschworen, aufs strengste Alles zu erfüllen, was wir versprochen haben. Auf den Fall aber, daß Ihr doch noch einige Zweifel hegen solltet, schwören wir Sultan Bajazet Chan nochmals bei dem wahren Gotte, der Himmel und Erde geschaffen und Alles, was darin enthalten ist, den wir glauben und anbeten, daß wenn Ihr von Eurer Seite unser obiges Verlangen erfüllet, wir durch denselben Eidschwur versprechen, Alles treulich zu halten und auf keine Weise Eurer Hoheit hinderlich oder schädlich zu seyn.

Gegeben zu Konstantinopel den 11. September 1494 nach christlicher Zeitrechnung."

Der Beherrscher der Ungläubigen hatte von dem Heiligsten Vater nicht zu viel erwar-

tet und sah, obgleich sein Brief nicht in die Hände desselben kam, seinen sehnlichen Wunsch, von aller Furcht vor seinem Bruder befreit zu seyn, bald in Erfüllung gehen. Karl kam schneller nach Rom, als der Papst erwartet hatte; aber dieser behielt Besonnenheit genug, einen Vertrag mit dem Könige einzuleiten, nach welchem Zizim dem letztern überlassen werden sollte. Wirklich wurde der Prinz in Freiheit gesetzt und ging nun, — man kann sich denken mit welcher Freude! — im Gefolge des Königes mit nach Neapel. Aber in Terracina überfielen ihn plötzlich heftige Schmerzen, die Folgen des Giftes *), das ihm Alexauder hatte beibringen lassen, und der arme Prinz starb nach einigen Stunden. Zwölf Jahre war er ein Spiel treuloser und selbstsüchtiger Politik gewesen und in dem Augenblicke, wo sich ihm die frohe Aussicht auf eine selbstständige und glücklichere Existenz zu eröffnen schien, ward er gar ein Opfer derselben.

*) Ein Schriftsteller behauptet, der Papst habe dem unglücklichen Zizim einen Barbier gesandt, der ihn mit einem vergifteten Barbiermesser den Bart geschoren hätte. Im Grunde ist das einerlei; genug das Mordgeld war verdient.

Bajazet, dem die Nachricht von seinem Tode alsbald überbracht wurde, erbat sich den Leichnam seines Bruders von dem Könige und soll sich seiner Verbindlichkeiten gegen den Papst zur völligen Zufriedenheit desselben entledigt haben. Aber auch die Geschichte trägt ihre Schuld gegen den Heiligen Vater ab und nennt ihn den Banditen auf dem Stuhle Petri.

3.

Der Polterich.

Eine Spuckgeschichte.

Das Schlößlein zu Fornheim, ein altes, finsteres Gebäude, von einem tiefen Wassergraben und hohen, dicken Mauern umgeben, herbergte einen eben so finstern Bewohner; das war der Amtmann Polterich, der Schrecken und die Geisel seiner Amtsunterthanen. Wenn er seine hervorragende Stirne runzelte, daß seine finstern Borstenbraunen zusammenstießen — und das geschah sehr oft — da erzitterten die armen Bauern und wagten auch kein bittendes Wort mehr bei dem gestrengen Herrn Amtmann, denn es war ihnen bekannt, daß dann auch das sanfteste und flehendste ihn noch mehr aufbrachte. Auch war kein anderer Mensch da,

da, der für einen Unglücklichen hätte bitten können; denn der alte Schreiber, mit welchem Polterich amtirte, war taubstumm und lachte stumpfsinnig in die furchtbaren Geberden seines Herrn; Frau Brigitta Knoll aber, die Haushälterin des Herrn Amtmanns, ob sie gleich das ganze Haus und somit auch das Amt regierte, durfte es nicht wagen, in die Amtsstube zu treten. Zwar hatte sie es nicht an Versuchen fehlen lassen, auch da ihre wohlerworbenen Hausrechte geltend zu machen, doch war es ihr immer mißlungen und sie mußte es so schmerzlich fühlen, wie jeder andere Monarch der Erde, daß ihre Gewalt ihre Grenzen habe. Wie oft beneidete sie die Königinnen von Frankreich, für welche es, nach der Versicherung eines galanten Finanzministers, keine Unmöglichkeiten gab *). So waren denn die armen Fornheimer in einer trostlosen Lage und würden diese noch weit härter gefühlt haben, hätten sie nicht an ihrem würdigen Pfar-

*) Nach dem Tagebuche hat Herr Ehrend diese aus seiner Jugendjahre ihm erinnerlichen Geschichte in Madras niedergeschrieben und seine Abendgesellschaft einmal damit unterhalten. Die Anspielung auf den Herrn von Colonne weißt auf die Zeit der Abfassung hin.

rer einen freundlichen Tröster und in gewissen Fällen einen kräftigen Vertreter besessen. Zwar sprach der Amtmann nur in den verächtlichsten Ausdrücken von dem vorlauten Pfaffen, den er schon noch kriegen wolle; allein seitdem ein armer Gemeindsmann von Fornheim, nach einer in dem Amte erhaltenen Züchtigung, schnell verstorben war, da ließ er jedesmal etwas von seiner Strenge nach, sobald der Pfarrer Treulich durch einige Zeilen für einen Fornheimer eine Fürbitte einlegte; und die Bauern, die mitunter so scharf sehen, wie die Bürger einer Residenz, meinten, ihr Pfarrer sei eine Art von Teufelsbanner, da er den Amtmann zu bändigen wisse.

Polterich stand übrigens in dem Rufe, daß er sehr reich sei, obschon Niemand sich rühmen konnte, je einen Heller von ihm geliehen oder geschenkt erhalten zu haben. Er lebte durchaus eingezogen, aber man wußte, daß er die Freuden der Tafel liebte, wiewohl er auch hier sich gleich blieb und Niemand Antheil an seinen Genüssen vergönnte.

Er hatte eine Schwester in der nicht weit entfernten Hauptstadt, die Wittwe eines längstverstorbenen Kammersekretärs, welcher er jähr-

lich, da sie arm war, eine kleine Summe schickte, sie aber niemals vor sich ließ, weil sie sich, gegen seinen Willen, mit einem Manne verbunden hatte, der ihm verhaßt war, weil er, gerade das Gegentheil von ihm, überall Liebe und Wohlwollen erwarb, wo er erschien. Mit jedem Jahre nahm der finstere Unmuth des unglücklichen Mannes zu und immer mehr fürchteten sich die armen Fornheimer, wenn sie zu Amte sollten, als sie mit einemmale von ihrem Drängen befreit wurden. Eines Tags stürzte die Hausmagd über die Zugbrücke ins Dorf und schriee: Helft, Helft! Um Gotteswillen, helft! Er bringt mich um! Die Leute liefen aus den Häusern, man fragte, was es gäbe und, mit abgebrochenen Worten, erzählte das Mädchen, der Amtmann habe, nach dem Essen noch am Tische sitzend, sie ausgescholten und schlecht geheißen, sie habe es zuletzt nicht mehr anhören können und ihm einige zornige Worte erwiedert: da sei er, im furchtbarsten Grimme, auf und, mit seinem Vorlegemesser in der Hand, unter den gräßlichsten Drohungen, auf sie losgesprungen; sie sei zur Thüre hinaus und die Treppe hinuntergelaufen und er hinter ihr drein; es habe fürchterlich gepoltert,

sie wisse aber nicht, sei er herabgestürzt, oder nur so arg aufgesprungen, nur habe sie ihn im Herauslaufen aus der Hausthüre noch furchtbar schreien und fluchen hören. Indem erschien Frau Brigitta auf der Brücke, händeringend und laut weinend und wieder winkend, als ob man zu Hülfe kommen sollte. Die herzhaftesten unter den Nachbaren wagten sich endlich, in das Schlößlein und fanden den Amtmann unten an der Treppe liegen, in gräßlichen Zuckungen und furchtbaren Stöhnen und Aechzen sich in seinem Blute wälzend; ein großes Messer stack tief in seinem Halse. Der taubstumme Schreiber stand daneben, mit allen Zeichen des Schreckens auf seinem Gesichte.

Die Bestürzung aller war so groß, daß Niemand wußte, was er thun sollte; endlich rannte einer zur Amtswohnung hinaus auf den Pfarrhof zu; der Pfarrer aber, von einem Nachbarn in Kenntniß gesetzt, daß etwas Ausserordentliches im Schlößlein vorgehen müsse, war schon auf dem Wege. Als er kam, regte der Verunglückte sich schon nicht mehr und es zeigte sich keine Spur des Lebens mehr in ihm, dem, wie man deutlich sehen konnte, die Haltarterien abgeschnitten waren. Arzt und Wund-

arzt, die herbeigeholt wurden, überboten sich in gelehrten Beweisen von der absoluten Tödlichkeit der Verwundung und von der Unmöglichkeit des Scheintodes, von dem vielmehr bereits eingetretenen wahren Tode; welches alles man um so eher glaubte, da die gesunde Vernunft einen jeden überzeugte, daß der Verstorbene todt sei: das Oberamt aber erhob aus den Aussagen der Magd und der Haushälterin — daß der Taubstumme nichts sagen könne, fand wie billig seinen Platz im Protokolle, — die allgemeine Meinung, durch die magische Kraft der gerichtlichen Untersuchung, zur Vermuthung, wie daß der Unglückliche in seinem finstern Grimme von der Treppe gestürzt und das Messer sich in den Hals gestoßen.

Genug, der Polterich war todt und die Bauern von Fornheim hoben, nach dem ersten Schrecken, ihre Hände gen Himmel, ihm für die Erlösung zu danken; aber kaum war der Gefürchtete weggeschafft, als er schon wieder anfing, furchtbar zu werden. Mit Entsetzen vernahmen einer und bald mehrere, um die Mitternachtsstunde ein Gepolter auf der Schlößleinstreppe mit schrecklichem Aechzen und Stöhnen; und was war natürlicher, als daß der

Amtmann spuckte und daß man sich schon am fünften oder sechsten Tage nach dem Vorfalle mit der Frage begrüßte: Hast Du den Polterich diese Nacht gehört? — Es schadete dem Gerüchte nicht, daß die in dem Schlößlein wohnten, nichts von allem dem Lärm hörten, der den Dorfswächter in Todesangst versetzte und alle Hunde im ganzen Dorfe rebellisch machte. Ach, der Aktuar, sagten die Bauern, der hört so nichts und die Frau Eitta und die Frau Kammersekretärin und die Jungfer, die werden wohl dem Herrn im Tode nicht beschimpfen wollen. Aber, wir wundern uns nur, wie's die Frauenzimmer aushalten können! Man sieht, die Bauern zu Fornheim waren, wie die Bauern, und die Menschen, überall sind, was sie glauben, das ist wahr und wenn es auch noch so verkehrt ist, und wenn auch sonst kein Mensch etwas davon weiß oder glaubt.

Die Schwester des Verunglückten war, samt ihrer Tochter, gleich auf erhaltene Nachricht nach Fornheim geeilt, hatte dem Bruder die letzte Ehre erzeigt und eine herzliche Thräne des Mitleids und der — so wenig beachteten — Liebe geweint. Jetzt wartete sie nur auf das Gericht, welches auf Veranstaltung des Pfar-

rers Treulich versiegelt hatte, um den, aller Wahrscheinlichkeit sehr ansehnlichen, Nachlaß des Bruders als einzige Erbin in Besitz zu nehmen. Die Frau Kammersekretärin war eine brave Frau, noch mehr aber war ihre Tochter, denn die galt überall, wo sie bekannt war — das war denn nun aber freilich nicht weit, da sie mit ihrer Mutter sehr eingezogen lebte — für einen Engel. Und wirklich war Emilie an Geist und Körper ein seltenes Mädchen: bildschön und voll Anmuth in ihrem Benehmen, gewann sie Aller Liebe und sicherte sich ihre Achtung durch einen richtig gebildeten Verstand und ein sehr edles Herz. Ihre Liebenswürdigkeit war so groß, daß sogar Frau Brigitta Knoll für sie eingenommen ward, welches um deßwillen viel sagen wollte, da sie ja die beiden Angekommenen als ihre ärgsten Feindinnen und Räuberinnen ihres Eigenthums anzusehen hatte.

Frau Müller wunderte sich sehr, daß Brigitta nichts von dem Reichthume ihres Bruders wissen wollte und quälte sich mit Vermuthungen und Verdacht aller Art. Sie wollte, Emilie sollte die Zuneigung der Haushälterin benützen, um etwas herauszulocken, doch diese bat die Mama, sie mit einem solchen Geschäfte

zu verschonen, besonders da sich in einigen Tagen Alles finden werde. Endlich kam denn der ersehnte Termin der Entsiegelung und, als Alles durchsucht und wieder durchsucht und noch einmal durchsucht war, fand sich eben nichts vor, als einige hundert Gulden Haushaltungsgeld, sonst aber weder von Geld, noch sonst von Schätzen, die geringste Spur. Eins wäre noch möglich, sagte Frau Brigitta. In dem Bodenkämmerchen oben, da habe ich dem wohlseligen Herrn öfters handthieren hören; aber er schloß dann allemal die Bodenthüre hinter sich zu und ich konnte weiter nichts vernehmen, als ein Rasseln, als ob Schlösser auf- und zugemacht würden. Die ganze Versammlung erhob sich einmüthig, um die Bodenkammer zu besichtigen; aber das war nicht so leicht geschehen, ein ungeheueres Vorlegeschloß lag davor und der Schlüssel dazu wollte sich nicht finden. Endlich fand ihn Frau Müller doch unter altem Eisenwerke, wohin er von der sparsamen, alles zu Rathe haltenden Erbin, als vermeintlich unbrauchbar, verräumt worden war. Triumphirend sagte der Oberamts-Oberschreiber, als endlich die selten geöffnete

Thüre in ihren Angeln knarrte: Aha, Frau Erbin, freuen Sie sich! Da ist der wohlverwahrte, verborgene Schatz! An der Wand gegenüber stand eine große, eiserne Kiste, mit zwei eben solchen Vorlegeschlössern, wie das, was schon so viel Mühe verursacht hatte; aber freudig durchsuchte man noch einmal den Alteisenvorrath, freudig suchte man alle Schlüssel heraus und probirte sie und endlich, endlich sprang das letzte Schloß. Ungeduldig grif Alles nach dem Deckel und Eins hinderte das Andere, und, als nun der gewichtige in die Höhe gehoben war, da — o Schrecken, o Jammer! da war die Kiste leer. Selbst Emilie erblaßte, denn nun sank ihre Hoffnung, der guten Mutter ein sorgenfreies und bequemes Leben für den Rest ihrer Tage bereitet zu sehen, wie ein gehaltloser Traum dahin. Frau Müller war einer Ohnmacht nahe und, als sie wieder zur Besinnung kam, da faßte sie Brigitten fest ins Auge, ihren Verdacht mit unzweideutigen Worten äussernd. Doch diese pochte, nach Art gemeiner Menschen, auf ihre Unschuld, schrie, man solle ihre Sachen durchsuchen und so man etwas fände, wovon sie nicht das Eigenthumsrecht beweisen könnte, so wollte

sie die Diebin seyn; aber sie behalte sich ihre Sarfarion vor. Unwillig schmiß der Gerichtsdiener den Deckel des Kastens zu und Alles ging traurig und kopfschüttelnd die Bodentreppe hinab. Noch einmal durchsuchte man das ganze Schlößlein und gern hätte man auch den ohnehin nicht großen Garten umgegraben, wenn es nicht lächerlich gewesen wäre. Da der Verdacht auf Brigitten im Grunde nicht sehr unverzeihlich war, so wußte der Oberschreiber es einzuleiten, daß sie der getäuschten Erbin vergab; indessen wurden auch Maßregeln genommen, sie unter geheime polizeiliche Aufsicht zu bringen, damit, wenn sie denn doch Unterschleif begangen hätte, die Sache entdeckt würde.

Die Erbinnen fanden sich am Ende in ihr Schicksal und beschlossen in frommer Ergebung, sich wie bisher, d. h. ihrer Hände Arbeit zu nähren und die geringe Erbschaft, von welcher das Oberamt beinahe die Hälfte von Rechtswegen hingenommen hatte, für unvorhergesehene Fälle, oder für die Tage des hilflosen Alters aufzusparen. Viel wurde indessen noch über den verschwundenen Reichthum des finstern Polterich gesprochen, der, nach dem allgemeinen Urtheile, viel zu habsüchtig und viel zu bestech=

lich gewesen war, als daß er nicht ein beträchtliches Vermögen mußte besessen haben. Jedermann beklagte besonders die gute Emilie, die ein glückliches Loos so sehr verdiente und nun auf eine so unbegreifliche Weise darum gekommen und wohl gar ein Gegenstand unedler Schadenfreude geworden war.

Während ihres Aufenthaltes in Fornheim kam noch der einstweilige Verweser des Amtes an. Es war ein weitläufiger Verwandter des Pfarrers, ein junger, anspruchsloser Mann, der aber gar bald die Achtung und das Zutrauen des Menschenkenners Treulich erworben hatte. Die Natur der Sache machte ihn auch mit Frau Müller und ihrer Tochter bekannt und die Verhältnisse des Landlebens brachten es mit sich, daß man sich täglich sah und schnell mit einander bekannt wurde. Als nun die beiden Frauenzimmer, nach dem Abschiede im Schlößlein noch einmal das Pfarrhaus besuchten und der Pfarrer, das Düstere des Abschiedes durch allerlei heitere Gespräche zu mildern sich bemühete, fiel die Rede unversehens auf Spuckgeschichten und die Frau Pfarrerin benützte eine kurze Entfernung ihres Gatten, um die beiden Frauenzimmer mit dem Gerüchte von der Spuk-

kerei des Amtmanns bekannt zu machen, als was sie schon längst gern gethan hätte, ohne eine Gelegenheit dazu zu finden. „Ha, sagte der Amtsverweser lachend, jetzt werde ich aufpassen und wenn ich den Alten erwische, so will ich ihn so festhalten, wie Menelaos den Proteus, bis er mir den Ort verräth, wo er seine Schätze verborgen hat. Jetzt sah er Emilien an und erschrack, denn er wurde in der Blässe ihres Angesichts gewahr, wie sehr sie diese Nachrichten und Bemerkungen angriffen; er brach daher schnell ab und lenkte auf einen andern Gegenstand ein.

Der Nachmittag war schön und da die Reisenden in drei Stunden bequem nach der Stadt kamen, so nahmen sie das Anerbieten der Gesellschaft an, sich die halbe Stunde bis zur Landstraße durch den Wald zu Fuße begleiten zu lassen. Der Amtsverweser fand auf dem Wege Gelegenheit zu einigen Worten mit Emilien allein: er bat sie um Verzeihung wegen seines Scherzes. Gott, sagte sie, ich werde das Bild, Sie in so schlimmer Gesellschaft, sobald nicht loswerden! und jetzt erschreckend über diese ihre Worte, wandte

sie sich ab zu einer Waldblume und bat den pflanzenkennenden Pfarrer, ihr zu sagen, wie sie heiße. Der arme Verweser war in den tiefsten Kummer versetzt durch das schnelle Abbrechen Emiliens, ob ihn schon die Worte trösteten, die die Versicherung enthielten, daß sie seiner gedenken würde. Seit er Emilien gesehen, war ihm seines Lebens Bedeutung erst klar geworden; er zitterte vor der Möglichkeit, ihr gleichgültig zu seyn und wußte doch auch keine Ursache, warum er ihr mehr seyn sollte, als ein anderer. Und sollte ein Mädchen von diesem Aeussern und noch mehr mit diesem Geiste, nicht schon längst einen Geliebten haben? Er sann, wie er sich darüber so schleunig als möglich Gewißheit verschaffen könnte, und beschloß, seine Gefühle in sich zu verschließen, bis er darüber im Reinen seyn würde. Beim Abschiede, als er ihr die Hand küßte und diese zu drücken wagte, war ihm, als ob er einen ganz leisen Gegendruck gefühlt hätte; aber seine Zweifelspein ward nur dadurch vermehrt, denn Emilie hatte ja die Augen dabei niedergeschlagen und sich schnell von ihm weggewendet. Er hielt seinen Vorsatz, Niemand etwas von seinen Empfindungen zu sagen; allein er verrieth sie dem

Pfarrer unwillkührlich durch die Träumerei, in welche er von jetzt an so oft versank und durch die Andacht, mit welcher er zuhörte, sobald von Emilien die Rede war, und das wußte er auf die mannichfaltigste Weise einzuleiten, ohne daß er nur ein einzigesmal ihren Namen genannt hätte.

Als ihm aber nun gelungen war, das Dekret auf das erledigte Amt zu erhalten, da war es sein Erstes, daß er sich dem väterlichen Freunde anvertrauete. Dieser hob drohend den Zeigefinger in die Höhe und sagte mit erschreckendem Ernste: „Warum sprachen Sie nicht früher? Jetzt ist ein reicher Freier da, der kann Ihnen wohl das Mädchen vorwegnehmen! Doch, setzte er, den Tieferschrockenen tröstend, hinzu, seyn Sie ruhig! Der Freier ist wohl da, er hat aber schon seinen Korb und ich meine, er hat ihn blos und allein um Ihretwillen!" Und so war es auch, Emilien hatte der einfache, junge Mann sehr wohlgefallen; hatte er doch nicht, wie die andern jungen Herren, die ihr naheten, sie mit faden Schmeicheleien und eitlen Lobsprüchen zu gewinnen gesucht, hatte er doch, ein ernstes Gespräch mit

ihr beginnend, beim ersten Zusammenkommen bewiesen, daß er ihr Verstand und Gefühl zutraue. Genug, sie war für ihn so eingenommen, wie er für sie und da sie das in ihrer Umgebung nicht ängstlich verhehlte, so hatte sie deßhalb von ihren Freundinnen schon Manches auszustehen gehabt. Als nun der reiche Hofrath Marald um ihre Hand anhalten ließ, da meinte freilich die Mutter, sie solle ihr Glück nicht, um einer unsichern Hoffnung willen, von der Hand weisen; allein Emilien war es keine unsichere Hoffnung, was sie in ihrem Herzen hatte, und das Entschiedene: Entweder dieser oder keiner! erhob sie über allen Zweifel. Unter solchen Umständen war bald Alles in Richtigkeit und Emilie sank ihrem Verlobten mit dem festen Vorsatze, ihn glücklich zu machen, in die Arme. Aber Kind, sagte die Mutter, als, einige Tage nach der Verlobung, der Bräutigam von seinen bereits getroffenen Einrichtungen im Schlößlein erzählte, halb scherzend, halb ernst, hast Du denn auch bedacht, daß Du in das Haus ziehen willst, das dir so unheimlich ist? Ach wohl, gute Mutter, versetzte Emilie ganz ernsthaft, auch denke ich, ich gestehe es, nicht ganz

ohne allen Schauder daran; doch hoffe ich, meine Vernunft soll, von meinem guten Karl unterstützt, stark genug seyn, die Schwäche meines Gefühls zu besiegen.

Was ist denn? fragte der Bräutigam und Emilie erzählte ihm: Du mußt es wissen, lieber Karl, daß Du an mir eine kleine Träumerin bekommst. Was ich Dir damals im Walde — ohne daß ich's wollte — sagte, das ist buchstäblich in Erfüllung gegangen. Ich habe Dich in mancherlei Situationen mit dem unglücklichen Oheim, dessen Bild ich mir, ohne ihn je gesehen zu haben, recht furchtbar ausmale, im Traume sowohl, als wachend gesehen und mich manchmal recht abgeängstiget. Ich bin wohl kindisch, daß ich so frage; aber hat man, seit Du im Schlößlein wohnst, nichts mehr gehört?

Morgen versicherte ihr ehrlich und unbefangen, daß sie darüber ganz ruhig seyn könne; es sei niemals etwas gehört worden, als nur von abergläubischen Leuten. Wenn ja etwas geschehen ist, setzte er hinzu, so ist mir wahrschein-

scheinlich, was man mir erzählte, daß einige muthwillige Bursche in den ersten Nächten nach der Beerdigung des Amtmanns, den Schloßhund neckten, daß er bellte und die andern Hunde des Dorfs auch in Athem versetzte. Das Uebrige ist reiner Zusatz der Phantasie der Fornheimer, die sich's nun freilich nicht mehr nehmen lassen, daß der Polterich — zum Unglücke hat schon sein Name etwas Spuckhaftes — umgehe.

Ob nun gleich Emilie, ohnehin zu verständig, als daß sie hätte an Aberglauben hängen sollen, ganz ruhig in das Schlößlein einzog, so hatte doch ihre Einbildungskraft einmal einen Anstoß bekommen und sie konnte sich zuweilen, wenn sie etwa ganz allein war und ein Laut unvermuthet sich hören ließ, eines kleinen Schauders nicht erwehren und in ihren Träumen sah sie recht oft den unglücklichen Oheim, immer in Gesellschaft ihres lieben Mannes, den sie jedoch nie, weder mit ihren Träumen, noch mit ihren Schrecken behelligen wollte: einst aber, als dieser selbst anfing, indem er sie scherzend fragte, ob sie nichts mehr von dem Polterich gewahr werde, da gestand sie ihm, daß sie erst die vergangene Nacht einen Besuch von ihm gehabt habe.

Nun, und wie benahm er sich denn? fragte Morgen lachend.

Ganz, wie die Geister sich zu benehmen pflegen, die erlöst seyn wollen; er forderte mich auf, durch Winken versteht sich, mit ihm zu gehen.

Aber wohin?

Ja, wohin? Das weiß ich nicht; ich war froh, als er verschwand.

Höre, Milchen, wenn er wieder kommt, so weise ihn an mich; ich geh' dann mit ihm und, wer weiß, ob wir nicht noch seinen Schatz finden.

So scherzten die jungen Eheleute. Aber nach drei Tagen hatte Emilie ihre Erscheinung wieder. Der Polterich, in einem langen großgeblümten Schlafrocke, mit einer weißen Mütze bedeckt und über und über mit Blut befleckt, stand vor ihr und winkte ihr, mit ihm zu gehen. Der erhaltenen Weisung gemäß deutete Emilie auf ihren Mann. Das Gespenst besann sich einen Augenblick und nickte dann; worauf Morgen sich erhob und ihm folgte; Emilie aber, von Besorgniß um den Geliebten ergriffen, sprang auf und schlich hinter diesem drein. Der Polterich schwebte die Bodentreppe hinauf, in

die Kammer, der Amtmann stand eben unter der Thüre, als Emilie sah, daß der Geist hinter der eisernen Kiste versank. Morgen drehete sich darauf um und faßte seine Frau bei der Schulter; diese — erwachte darüber und weil sie bleich und verstört aussah, so fragte der Zärtliche nach ihrem Befinden.

Ach! versetzte die junge Frau, verdrüßlich, jetzt wird es mir doch zu arg und theilte ihrem Gatten ihren Traum mit.

Morgen hörte nicht ohne geheimen Unwillen über die Weiberschwäche, nicht ohne Besorgniß vor üblen Folgen die Erzählung an; doch bezwang er sich und sagte lachend: Weißt Du was, Mile, wir wollen den Geist beschwören! Aber die junge Frau bat, ihr noch eine Stunde Ruhe und Erholung zu gönnen. Morgen ging, weil es Zeit war, ins Wohnzimmer, wo bereits die Schwiegermutter mit dem Frühstück wartete. Er erzählte ihr die Träumerei seiner Frau und bat sie um Rath, wie man den bösen Geist der Schwermuth und der Selbstpeinigung, der ihm im Anzuge schien, verscheuchen könne. Aber die alte Frau, die Sache von einer ganz andern Seite ansehend, versetzte: „Ei, Herr Sohn, das muß

man nicht so schlechterdings von der Hand weisen. Träume sind oft Eingebungen. Es wäre ja doch möglich, daß mein armer Bruder keine Ruhe fände, bis sein hinterlassenes Gut an seine rechtmäßigen Erben gekommen wäre."

Morgen kämpfte mit Gewalt den Unwillen über das Gewäsch nieder und fragte ernsthaft: „Sie glauben also, Frau Mutter, doch noch, daß der Amtmann etwas hinterlassen habe?"

Ja wohl glaube ich das, wenn schon nichts in der Kiste war, in welcher wir es ganz gewiß zu finden hofften.

In der Kiste ist es nun nicht, versetzte Morgen, der seine gute Laune schon wieder gewonnen hatte; aber könnte es denn nicht unter der Kiste seyn?

Die Schwiegermutter sah ihn mit einem von Hoffnung und Freude verklärten Gesichte an und sagte endlich:

Meinen Sie?

Je nun, ich meine freilich nur so. Aber warum haben Sie denn die Kiste nicht mitgenommen, Frau Mutter?

Ach, ich wollte sie herunter holen lassen, da sagten die Männer, sie könnten sie nicht von der Stelle bringen und da sagte ich: Nun so laßt sie stehen! Hab' ich den Vogel nicht bekommen, so will ich auch das Nest nicht haben. Am Ende bedeutete uns der Amtsschreiber, die Kiste gehöre ins Amt.

Morgen war voll Unruhe: die krankhafte Disposition seiner Frau, der Aberglaube der Alten und — er gestand sich hintennach selber ehrlich — die im Hintergrunde seiner Seele liegende Begierde nach den wahrscheinlich noch verborgenen Schätzen, setzten sein Blut in Wallung. Da brachte man ihm ein Schreiben von der Regierung. Er öffnete, es enthielt den von einem neulichen Vorfalle veranlaßten Befehl, daß die Aemter auf die Verwahrung ihrer Kassen sorgfältiger Bedacht nehmen sollten. Nun hatte er sich schon lange geärgert, daß er seine, freilich nicht allzubedeutende, Kasse in einem Wandschranke aufbewahren mußte und was war natürlicher, als daß ihm die eiserne Kiste der Bodenkammer einfiel? Vielleicht, dachte er sogleich, ist die Ortsveränderung des Kastens das Mittel, den Geist zu bannen,

der doch nun einmal seinen Sitz um denselben aufgeschlagen hat! und freudig eilte er auf den Boden, die Kiste zu besichtigen, die er noch keiner Aufmerksamkeit gewürdiget hatte. Jetzt stand er davor, erhob den schweren Deckel, er blickte hinein und sogleich fand sein richtiges Augenmaß das Mißverhältniß zwischen der äussern Höhe und der inwendigen Tiefe. Hier, sprach er laut, hier ist sicher ein doppelter Boden. Er untersuchte diesen und fand bald an dem einen Ende eine Feder; ein Druck und der Deckel hob sich und — da lagen, eng und dicht an einander gereiht, Geldrollen aller Art. Eine Minute weideten sich seine Augen an dem erfreulichen Anblicke, dann ließ er den Deckel fallen und eilte hinab zu seiner Frau. „Komm, rief er, komm', wir wollen den Polterich erlösen! und sie bei der Hand nehmend führte er die Widerstrebende zu der Mutter und bat auch diese, daß sie Theil nehmen möchte an dem vorgeschlagenen Geschäfte. Die beiden Frauen folgten nun, ohne zu wissen, was sie denken sollten; auf der Bodentreppe aber sprach Morgen: Gute Mutter, erschrecken Sie nicht zu sehr, wenn ich Ihnen die Seele Ih-

res unglücklichen Bruders sehen lasse; sein Geist, obgleich meine Frau ihn mehr als einmal gesehen haben will, möchte uns wohl immer unsichtbar bleiben. Dann vor der Kiste stehend, lüftete er den geheimen Boden ein wenig und ließ, um üblen Folgen einer allzuüberraschenden Freude vorzubeugen, nur allmählich die Herrlichkeit aufgehen.

O du guter Bruder! sagte die Frau Kammersekretärin in ihrem Entzücken, Gott nehme dich zu Gnaden an!

Emilie aber umarmte und küßte ihren Gatten. Hab' Dank, lispelte sie, nun sind meine Wünsche erfüllt, nun kann sich meine gute Mutter ein bequemes Alter bereiten, ohne daß sie Dir zur Last fallen muß.

Aber der edle Morgen erwiederte sanft: Liebes Weib, und Sie, gute Mutter! lassen Sie uns Gott danken, daß Alles so gegangen ist, daß nicht ein Fremder in das Amt kam, der vielleicht unedel genug, das Gefundene für sich behalten hätte. Und — lassen sie uns in dem Gelde da ein Mittel finden, wie-

der gut zu machen, was sein Sammler, indem er's zusammenscharrte, böse gemacht hat.

Ein neues Schulhaus mit einem edlen, gebildeten Lehrer, eine Industrieanstalt für die weibliche Jugend, ein Obstbaumgarten mit zweckmäßiger Unterweisung, und andere gemeinnützige Anstalten hoben das arme Dorf in dem kurzen Zeitraume von fünf und zwanzig Jahren zu einem Grade der Gesittetheit und Wohlhabenheit empor, daß es Niemand mehr kannte. So ward den Fornheimern das ihnen unter dem Deckmantel der Rechtspflege Entzogene in einer edlen Hand zum Segen, den sie sich selbst nimmermehr zu verschaffen gewußt hätten. Der Schöpfer desselben aber lebte an der Seite seines herrlichen Weibes, das nun nicht weiter von ängstigenden Träumen heimgesucht wurde, ein glückliches, seliges Leben. —

Längst ist der edle Urheber des höhern Glükkes der Fornheimer nicht mehr, und da dieses im Laufe einer feindseligen Zeit selber wieder verschwand, so gedenkt man auch seiner kaum noch zuweilen; aber das Andenken an seinen tirannischen Vorgänger lebt noch unter den späten Enkeln der Fornheimer: denn wenn irgend

ein Zufall ein nächtliches Geräusch in den öden Trümmern des verfallenen Schlößleins hervorbringt, so daß die Hunde des Dorfs in Unruhe versetzt werden, so fragt man sich am andern Morgen: Hast Du den Polterich gehört?

4.

Der abgeführte Staatsminister,

oder:

Des Kardinals Mazarin Anschlag auf Ostende, im Jahre 1658.

Am ersten April *) war die Rede in unserer Cajüte vom Aprilschicken und Mancher erzählte einen Schwank, den er an diesem Tage gemacht oder erlebt hatte. Endlich brachte ein Missionnär, den wir am Borde hatten, ein Manuscript zum Vorscheine und las uns, zu unser aller großen Ergötzlichkeit, folgende komisch-tragische Geschichte vor:

*) Aus den Umständen zu schließen, ist diese Erzählung im Jahre 1722 niedergeschrieben.

Der Kardinal Mazarin, unaufhörlich darauf bedacht, den Spaniern in den Niederlanden Abbruch zu thun, hatte besonders sein Absehen auf Ostende gerichtet, als welcher Platz, wie er wußte nicht im beßten Stande war. Ein Ingenieur-Offizier, Namens Gentilot, welcher von Calais gebürtig war, aber in den Niederlanden in Garnison lag und öfters über Ostende hin und her reisete, hatte ihm eine Nachricht gebracht, die seine ganze Aufmerksamkeit erregte und ihm die lebhafteste Hoffnung gab, sich des Platzes zu bemeistern. Auf dem Schiffswerfte, berichtete der Offizier, stehe an der Spitze des Bollwerks, welches den ganzen Hafen beherrschte, ein ziemlich geräumiges Wirthshaus, nur von Holz erbauet, aber so nahe dem Werke, daß man von dem Dache desselben mit einer Leiter leicht die Höhe des Werkes ersteigen könnte. Gelang es, nächtlicher Weile nur einige 100 Mann in den Hafen und in dieses Haus zu bringen; so schien die Wegnahme der Stadt ein wahres Spiel. Um nun recht sicher zu gehen, sandte Mazarin den gedachten Gentilot im Jahre 1657 noch einmal nach Ostende, nachzusehen, ob alles im alten Stande sei und etwa eine Verbindung anzu-

knüpfen, durch welche man den Anschlag ausführen könnte. Gentilot berichtete, wie man es wünschte, und wandte sich darauf an einen niederländischen Handelsmann, Levin Itersum, der in Paris sich aufhielt und zwar vertrieben aus seinem Vaterlande, welches ihn in Verdacht hatte, mit seinem Bruder Gilley, den die Franzosen ehemals zu Verräthereien gebraucht hatten, einverstanden zu seyn. Das patriotische Gemüth des Niederländers verabscheute jedoch den Gedanken, zum Verräther an seinem Vaterlande zu werden, wie er denn auch mit seinem Bruder alle Gemeinschaft abgebrochen hatte; gleichwohl mußte er, da er in Paris Schutz und Sicherheit genoß, sich verstellen und wenigstens den Schein der Bereitwilligkeit annehmen. Als er nun von dem Kardinale, dem er vorgestellt wurde, die schmeichelhaftesten Versicherungen und die größten Versprechungen erhielt und daraus schließen konnte, daß diesem sehr viel an seinem Anschlage liege, gerieth er auf den Gedanken, die Franzosen zu betrügen; ihre Absichten seiner Landesobrigkeit zu verrathen und sich durch diesen Beweiß der Anhänglichkeit an sein Vaterland den Rückweg in dasselbe zu eröffnen. Der

Kardinal hatte ihm aufgetragen, sich nach einem tüchtigen Gehülfen umzusehen, mit dessen Beistand das Werk ausgeführt werden könnte; und er gedachte eines seiner Freunde, eines Obristen, Namens Spintelet, der um einer Ehrensache willen aus den spanischen Niederlanden geflohen war. Diesen schlug er dem Kardinale vor, als einen Mann, von dessen Schlauheit, Erfahrung und Muth Alles zu erwarten stünde, und da Mazarin ihm völlig traute und ihn nur bat, die Sache zu beschleunigen und den Vorgeschlagenen nach Paris zu bringen, damit man auch mit ihm unterhandeln könnte, reisete Itersum schnell nach Zeeland, wo sich damals Spintelet aufhielt, eröffnete ihm seinen Plan und brachte ihn, der die Rückkehr in sein Vaterland so sehnlich wie er wünschte, sogleich auf seine Seite. Sie beschlossen, die Sache dem Minister, Marquis de Caracena, und dem Prinzen Don Juan, Statthalter in den spanischen Niederlanden, zu hinterbringen, aber zuvor nach Paris zu reisen und sich mit Beweisen zu versehen, um ihres Zweckes desto sicherer zu seyn. Sie waren kaum zu Paris angekommen, als sie schon vor dem Kardinal erscheinen mußten; er und seine vertrautesten Räthe rath-

schlagten mit den beiden Niederländern drei Tage lang; endlich, nachdem Alles reiflich erwogen und besprochen war, erhielt Spintelet die bestimmtesten Aufträge nebst den nöthigen Päßen und Geleitsbriefen zu seinen Reisen. Auch Geld bot man ihm an; allein dieses schlug er aus, um seine Uneigennützigkeit desto anschaulicher zu machen. Den ersten Schritt zur Ausführung seines Anschlags that Mazarin damit, daß er die beiden Niederländer nach London, zu dem Protektor Cromwel sandte und ihm solchen bekannt machen ließ; allein Spintelet sah leicht, daß dieser Herr das Wohlgefallen nicht daran fand, auf welches der Kardinal so zuversichtlich gerechnet hatte, er machte sich daher bei der ersten schicklichen Gelegenheit los und ging nach Zeeland zurück. Spintelets Reisen nach Paris und London waren nicht unbemerkt geblieben, so wenig als die seit denselben vermehrte Korrespondenz zwischen den Tuilerien und dem Hofe von St. James; die Spanier lauerten auf und hatten das Glück, eine französische Depesche aufzufangen und daraus zu ersehen, daß ein Anschlag auf die flandrische Küste im Werke sei; nun wurden schleunige Anstalten zur Sicherung der Plätze und Küsten getroffen und die

Befehlshaber zur sorgfältigsten Wachsamkeit aufgefordert. Indessen hatte Spintelet an einen seiner Freunde, den Licentiaten De Bocq, zu Bergen St. Winor, welcher viel um die Person des Statthalters war, geschrieben und ihn zu sich nach Sluys eingeladen, weil er ihm eine Sache von der äussersten Wichtigkeit mitzutheilen habe, bei welcher dem Könige ein großer Dienst geleistet werden könne. De Bocq, vorsichtig und klug, theilte den erhaltenen Brief dem Gouverneur von Dünkirchen, Marquis De Lede, mit und begab sich sodann, mit Genehmigung desselben, nach Sluys. Die beiden Verbundenen machten ihn mit ihrem Auftrage sowohl, als mit ihren Absichten, vollständig bekannt und baten ihn, ihre Eröffnungen dem Statthalter mitzutheilen, ihn um seine Genehmigung ihres Vorhabens und um seine Verwendung für ihre Begnadigung zu bitten. De Bocq versicherte sie, daß er Alles thun würde, was sie wünschten und begab sich auch sogleich nach Brüssel zu Don Juan, welchem er die Sache mittheilte. Dieser, erfreut, eine Gelegenheit zu haben, den Franzosen einen Possen zu spielen, gab Spintelet die Erlaubniß zum Aufenthalte in den spanischen Niederlanden und trug

ihm auf, das Unternehmen fortzuführen, ließ jedoch vor allen Dingen die Werke von Ostende in Stand setzen. Das bewußte Haus wurde abgebrochen, die Wälle und Bastionen ausgebessert und dem General Don Bernardo de Vargas Machuca, einen Mann, der durch seine Tapferkeit und Klugheit vom gemeinen Soldaten bis zu dieser Würde sich emporgeschwungen hatte, das Gouvernement des Platzes übertragen. Zwar schlugen diese Anstalten den Muth und die Hoffnungen der Mazarinisten gewaltig nieder; allein Spintelet wußte sie zu trösten, indem er ihnen vorstellte, daß immerhin geschehen seyn möchte, was ihnen hinderlich schiene; das sei so die Gewohnheit neuer Kommandanten, die ihnen anvertrauten Werke auszubessern; sein Plan hänge nicht von diesen allein ab, sondern er habe Verbindungen unter der Besatzung, die ihm das Gelingen desselben verbürgten, sie möchten nur ihm vertrauen und dem, den er ihnen jetzt unter dem Namen „Stapin," als seinen vertrautesten und ergebensten Freund vorstellte; das war De Bocq; welcher versicherte, nach Ostende zu reisen, wo er mit den Freunden unter der Garnison unterhandeln wollte, heimlich aber nach Brüssel

ging,

ging, und neue Verhaltungsbefehle von Don Juan sich geben ließ.

Herr Stapin kam zurück und Spintelet benachrichtete die Franzosen, Alles sei vortrefflich eingeleitet, zwei Hauptleute, Hornes und Snyders — von der Wallonischen Infanterie in Ostende — und ein dritter, der nächstens dahin in Garnison käme, wären mit wenigstens 400 Mann bereit, zu den Franzosen überzugehen; die Bürger und Einwohner wären gleichfalls sehr aufgebracht, und jeden Augenblick geneigt, das spanische Joch abzuschütteln, da sie von der Garnison und von den Beamten übel behandelt würden; er versicherte, mit den vornehmsten Bürgern bereits einverstanden zu seyn und daß er sie auf jeden Fall vollends gewinnen würde, wenn er ihnen einige Bedingungen zugestehen dürfte. Diese Bedingungen waren: 1) Es sollte in dem übergebenen Platz keine andern Einwohner, als römisch-katholische, aufgenommen werden; 2) die Bürger sollten ihre Vorrechte ungekränkt behalten und in denselben geschützt werden; 3) es sollte, wenn nun der Platz übergeben und wirklich abgetreten wäre, alles Militär aus demselben herausgezogen und die Bürger auf diese Weise endlich einmal aller

bisher durch dasselbe erlittenen Drangsale enthoben werden. Diese Bedingungen fanden die Franzosen so billig, daß sie auf der Stelle bewilliget und die Unterhändler, welche dabei ihre künftige Belohnung der Willkühr Sr. allerchristlichsten Majestät und dessen edlem Minister überlassen, auf die ausgezeichnetste reichlichste Befriedigung hingewiesen wurden.

Während nun die Sache auf diese Weise aufs beßte eingeleitet wurde, rückte der Marschall Türenne, welcher St. Venant und Montmedy weggenommen hatte, vor, und berichtete dem Kardinale nach Paris: Er glaube jetzt, ganz Flandern mit einem Schlage unterwerfen zu können, wenn die Verschwornen in Ostende einmal Ernst machten und ihr Vorhaben ausführten. Der Kardinal forderte die Herren Spintelet und Stapin dazu auf; diese aber, welche seinen Brief dem Statthalter mitgetheilt hatten, antworteten auf dessen Befehl: „Im gegenwärtigen Augenblicke sei nichts zu machen, indem mehrere tausend Bauern nach Ostende geflüchtet wären; sie bäten deßhalb auch Seine Eminenz, dem Herrn Marschall Türenne zu befehlen, mit allen weitern Unternehmungen gegen Flandern inne zu halten, keine Festung

zu berennen und vorzüglich die Einwohner des Landes überall auf das glimpflichste zu behandeln, damit diese allmählig für Frankreich günstig gestimmt und bewogen würden, aus den festen Plätzen, wohin sie geflüchtet wären, besonders aber aus Ostende, wieder in ihre Heimath zurückzugehen. Alles käme am Ende wieder ein, indem, wenn Ostende erst übergegangen wäre, die übrigen Festungen von selber fallen und die Bewohner Flanderns sich freuen würden, unter französische Herrschaft zu kommen, wodurch die Besitznahme des ganzen Landes ungemein müßte erleichtert werden." Diese Vorstellung hatte so viel Natürliches für den Kardinal, daß er auf der Stelle dem Marschalle Türenne den Befehl zusandte, sich in seinem Lager so lange ruhig zu verhalten, bis er Nachricht bekäme, daß die Unternehmung auf Ostende ausgeführt sei. Jedermann wunderte sich über die unvermuthete Waffen=Ruhe der Franzosen, so wie über die vortreffliche Mannszucht, welche sie auf einmal einführten, nur die Verbündeten lachten ins Fäustchen; denn sie hatten auf diese Weise nicht nur das Vergnügen, die Franzosen zu äffen, sondern auch Zeit gewonnen, ihre schlecht versehenen Plätze in gehörigen Stand

zu setzen. Seiner Seits versäumte Mazarin nichts, um sein Ziel zu erreichen; er trieb seine Agenten in Zeeland und diese trieben wieder an Spintelet, welcher jetzt einigermaßen in Verlegenheit kam, indem die Zeit seines freien Geleites in Flandern zu Ende ging und Stapin, welcher verreist war, schon auf einige Briefe nicht mehr geantwortet hatte. Doch sein erfindsamer Geist hatte ihm bald wieder ein Auskunfts-Mittel dargeboten; er schützte die Nothwendigkeit vor, mit seinen Verbündeten persönlich zu unterhandeln und versprach, in Zeit von 5 — 6 Tagen wieder zurück zu kommen, worauf unverzüglich Alles ausgeführt werden sollte. Wirklich machte er sich auf den Weg, um seinen Freund De Bocq zu suchen. Aber ihn erwartete eine Gefahr, die nicht nur seinen ganzen Anschlag zu vernichten, sondern ihm selber verderblich zu werden drohete. Er sandte nemlich ein Schreiben an den Bürgermeister von Brugges, Namens d'Ognate, den er als einen vertrauten Freund De Bocqs kannte und bat ihn, zu ihm heraus in die Vorstadt zu kommen, weil er ihm eine Sache von äusserster Wichtigkeit mitzutheilen habe. Dieser aber, der nichts von seinen Plänen, jedoch wohl wußte,

daß Spintelett ein unruhiger Kopf sei und durch einen Brief aus England auf die gegenwärtigen, verdächtigen Umtriebe des Mannes aufmerksam geworden war, theilte sein Schreiben dem Magistrate mit und schlug vor, ihn aufzuheben, als der höchstwahrscheinlich mit verrätherischen Absichten umgehe. Spintelet erschrack gewaltig, als auf einmal ein paar Offiziere erschienen, die ihm den Degen abforderten, nicht sowohl seiner selbst wegen — denn im äusserston Nothfalle durfte er doch wohl auf den Schutz des Statthalters rechnen — als vielmehr um seines Planes willen, den er in dem Augenblicke scheitern sah, wo seine Verhaftung den Franzosen kund werden würde. Er mußte sich also, da Ognate auf keine Weise zu bewegen war, ihn unter vier Augen zu sprechen, dazu entschließen, noch einigen Personen sein Geheimniß anzuvertrauen. Seine Aussagen fanden indessen keinen rechten Glauben; man untersuchte seine Papiere und fand in dem Umstande, daß er sowohl von dem Statthalter, als von dem Könige von Frankreich Geleitsbriefe hatte, neuen Grund zum Verdachte, setzte ihn daher in das gewöhnliche Stadt-Gefängniß und berichtete es durch einen Courier an den Prinzen.

Dieser suchte das Vergangene wieder gut zu machen, und sandte De Bocq nach Brügges, mit dem Auftrage, den Obersten in Freiheit zu setzen. Dieser gerieth dabei auch in eine Gefahr, die ihm fast das Leben gekostet hätte. Er begab sich zu Nieuport an den Strand, um die Fluth zu beobachten, mit welcher er nach Ostende hinüber gelangen könnte, fiel in die Hände einer Runde von Landleuten, welchen damals die Bewachung des Strandes anvertraut war, und wäre beinahe von ihnen todtgeschossen worden; nur der Umstand, daß er einige bekannte Offiziere als seine Freunde nannte, rettete ihm das Leben. Von Ostende aus, wohin man ihn geknebelt schleppte, kam er endlich glücklich nach Brügges, wo er mit dem Bürgermeister Ognate einen Entwurf zur Freilassung des Obersten Spintelet machte, welcher schon anzeigte, mit welcher Lust man von Seite der spanischen Statthalterschaft den ganzen Handel betrieb. Es wurde ein Aufstand der Gefangenen erdichtet; dieser hatte ein Gefecht zwischen denselben und dem Kerkermeister und dessen Leuten zur Folge; mehrere von den Gefangenen entwischten und unter andern Spinkelet, der Anstifter des Aufstandes. Der Ker-

kermeister mußte mehrere Wochen mit verbundenem Kopfe herumgehen und seine Verwandte sich bei dem Magistrate auf das angelegentlichste verwenden, daß er nur nicht gar abgesetzt wurde. Erst nach dem völligen Ausgange der ganzen Sache wurde auch diese Täuschung der Stadt und dem Magistrate geoffenbaret. Mittlerweile war die Nachricht von Spintelets Gefangennehmung zu den Franzosen gelangt und Türenne, der den Anschlag auf Ostende dadurch für vereitelt ansah, fing, ohne weitern Befehl von seinem Hofe zu erwarten, die Feindseligkeiten wieder an; er berennte Mardyck und nahm nach einigen Tagen diesen Platz, der nicht sonderlich im Stande war. Da erschien auf einmal der für verloren geachtete Spintelet, mit falschen Haaren und Bart und in fremder Kleidung in Zeeland und log von seiner Gefangennehmung und von seinem glücklichen Entspringen aus dem Gefängnisse mit solcher Wahrheit, daß alle Franzosen mit ihm den Finger der Vorsehung in dieser Begebenheit sahen, und aus dem glücklichen Ende derselben einen frohen Ausgang des ganzen Planes weissagten. Spintelet verlangt, daß Türenne sein Heer sogleich wieder zurückziehen sollte; denn die Spanier

würden, da sie ihm im Felde nicht gewachsen wären, ohne Zweifel ihre Truppen sämtlich in die festen Plätze werfen und ihnen dadurch die Wegnahme Ostende's unmöglich machen. Dieß war auch die Meinung Stapins, von welchem er einen Brief vorzeigte, der sich weitläufig darüber verbreitete. Auf der Stelle kam der Befehl von Paris an den Marschall, sich zurückzuziehen; dieser gehorchte, verließ Mardyck wieder und ging, mit einem Verluste von dreitausend Mann und einhundert Karren und Wägen, welche bei der üblen Witterung und den schlimmen Wegen zu Grunde gingen, in seine vorige Stellung.

Nun aber verlangte auch der Kardinal endlich einmal die Früchte seiner Aufopferungen und Bemühungen und schrieb deßhalb sehr ernstlich an Spintelet, der bei dieser Gelegenheit wieder die allererfreulichsten Versicherungen erhielt. Das Schreiben kam, wie gewöhnlich in die Hände des Statthalters und, da man neue Zeitverlängerung bedurfte, so mußten die englischen Schiffe, welche auf der Rhede vor Ostende kreuzten, Veranlassung geben, solche zu erlangen. Herr Stapin schrieb daher an den Obersten, es sei zwar jetzt Alles in Bereitschaft,

daß man zur Wegnahme des bewußten Platzes schreiten könnte; allein es sei zu besorgen, daß die englischen vor Ostende kreuzenden Schiffe die französischen, welche den Verschwornen zu Hülfe kommen müßten, aufhalten würden; Sr. Eminenz müßte daher erst mit dem englischen Hofe in Unterhandlungen treten, damit die französischen Schiffe ungehindert in den Hafen von Ostende einlaufen könnten und die Ausführung des Planes nicht noch im entscheidendem Augenblicke scheiterte. Diese Bedenklichkeit ward dem Kardinale durch einen französischen Prediger von Douvre, Namens Payen, der im Komplotte war, nach Paris gebracht; der Kardinal sandte den Prediger nach London an seinen Gesandten und dieser erbat sich, indem er dem Protektor den Stand der Sache offenbarte, die nöthigen Befehle zur Sicherheit der französischen Schiffe. Cromwel, der von der Gefangennehmung Spintelets gehört hatte, setzte anfänglich Mißtrauen in die Eröffnungen Payens; da er sich aber am Ende überzeugt sah, daß Frankreich wirklich noch gegründete Aussichten habe, eine so überaus wichtige Erwerbung so leicht zu machen — so bekam er selber Lust dazu und machte dem Abgeordneten, unter den

größten Versprechungen, den Antrag, für seine Glaubensgenossen, die Engländer, zu arbeiten, und diesen die Festung in die Hände zu spielen. Payen ließ sich bereitwillig finden; er reisete sogleich nach Sluy's und eröffnete dem Obersten Spintelet die Anträge des Protektors. Dieser versetzte, daß er für seine Person allein nichts thun könne, indem er durch seinen Mitverbündeten, Stapin, allzusehr gebunden wäre; indessen wolle er mit diesem sprechen und wenn es ihm recht wäre, so habe er gar nichts dagegen, den Platz in die Hände zu überliefern, welche am beßten dafür bezahlten. Sogleich aber hinterbrachte er diese neue Kunde durch seinen Freund De Bocq dem Prinzen, welcher, entzückt darüber, ihnen befahl, sich mit dem Protektor so weit als möglich einzulassen. Dieß geschah auch, man sandte Payen mit ähnlichen Bedingungen, wie vorhin den Franzosen waren gemacht worden, nach London zurück, von woher derselbe bald die Bewilligung des Protektors versicherte. So geheim indessen diese Verhandlung betrieben worden war, so hatte doch der französische Gesandte in London etwas davon erfahren, oder vielleicht nur gemuthmaßt. Der Kardinal, von ihm aufmerksam gemacht, drang

nun aufs Neue in den Protektor und dieser, der den französischen Hof zu sehr brauchte, um sich mit ihm zu entzweien, gab endlich seine Absicht wieder auf und den Befehl an seine Flotte, die französischen Schiffe ungehindert in den Hafen von Ostende einlaufen zu lassen.

So war denn endlich das letzte Hinderniß beseitigt und Mazarin drang aufs Neue auf die endliche Ausführung; sie wurde versprochen und dem Kardinale eine Schrift mit den Bedingungen zur Unterzeichnung von Seiten des Königs von Frankreichs und seines Ministeriums zugesandt, unter welchen die Verbündeten den Hafen und die Stadt Ostende an Seine allerchristlichste Majestät überliefern wollten. Die Bedingungen waren alle zum Vortheile Frankreichs gestellt; jedoch zeigten sie dem Kardinale, daß er mit verschmitzten Leuten zu thun habe und fast wäre er in seinem Mißvergnügen zurückgetreten; allein der Abgeordnete versicherte ihm so oft und so feierlich die Ehrlichkeit und Zuverläßigkeit der Niederländer, daß nach einigen Tagen eine königliche Kabinets-Ordre an den Marschall von Frankreich, D'Aumont, erging, mit unbeschränkter Vollmacht in der Sache zu unterhandeln und abzuschließen. Versprechungen

wurden dabei nicht gespart; selbst D'Aumont erhielt die Aussicht, Herzog und Pair von Frankreich zu werden.

Diese Ordre, von D'Aumont den Verbündeten mitgetheilt, ward von ihnen alsbald dem Prinzen Statthalter überbracht, welcher herzlich darüber lachte und nur darauf zu bestehen befahl, daß ja die Kapitulation von dem Marschalle unterzeichnet würde. Spintelet, der dieses Verlangen stellte, versicherte zugleich, daß in einigen Tagen die Uebergabe geschehen sollte. Wirklich wurde solche auf den vierten Mai festgesetzt, und zwar aus dem Grunde, weil am dritten zu Brügges Kirch-Weihe sei, zu welcher auch aus Ostende eine Menge Bürger und Soldaten zu laufen gewohnt seien, also daß man in diesem Augenblicke am wenigsten von der Besatzung zu befürchten habe. Der Marquis Caracena hätte doch gern, um aller unvorhergesehenen Zufälle willen, eine stärkere Bedeckung nach Ostende gelegt; bis zu diesem Tage war es jedoch unmöglich und man war schon um einen neuen Grund zum Aufschube verlegen, als die Ungeduld der Franzosen einen solchen an die Hand gab. Der Marschall D'Aumont nemlich kreuzte schon einige Tage vor dem

bestimmten Termine auf der Rhede von Ostende und schnell verbreitete sich die Nachricht davon, so wie allerlei Gerüchte, die daraus entsprangen. Sogleich sandte Herr Stapin einen Expressen an den Marschall mit der Bitte, sich von der Höhe zu entfernen, weil seine Ankunft schon Verdacht erregt und nothwendig gemacht hätte, die Uebergabe wieder um 8 Tage hinauszuschieben. Auch dieses ließ man sich gefallen und dadurch bekam der Statthalter Gelegenheit, seine Anstalten zur Verstärkung der Besatzung zusammen zu bringen.

Indessen hatte der Kardinal einen Hauptmann von seiner Leibwache, Namens Monet und einen andern Offizier, mit Namen Fontenè, nach Zeeland geschickt, welche den Auftrag hatten, sich mit Hülfe der Verbündeten in die Festung zu schleichen und daselbst Alles zur Wegnahme Erforderliche vorzubereiten. Monet war ein gewandter, tapferer und braver, nur höchstleichtsinniger Mann; Fontenè war ihm blos zugegeben und hatte wenig zu bedeuten, auch war er taub und daher nicht viel zu brauchen. Beide, nachdem sie sich dem Marschall D'Aumont vorgestellt hatten, reisten, in De Bocqs Gesellschaft nach Ostende und wur-

den von diesem mit aller ersinnlicher Vorsicht heimlich in das Haus eines Bürgers, Namens Vleeshouwer, gebracht; der Gouverneur aber wußte um ihre Ankunft und hatte es bei der Wache angeordnet, daß sie mit einer leichten Untersuchung, als reisende Kaufleute, in die Festung eingelassen wurden.

Nun mußte, da man den wirklichen Gouverneur von Ostende doch nicht aussetzen konnte, ein anderer gewählt werden, der bei dem Lustspiele seine Stelle verträte. Der Statthalter verfiel auf den Bürgermeister D'Ognate von Brügges, der damals gerade, Geschäfte halber, in Brüssel sich aufhielt. Der Prinz ließ ihn rufen und gab ihm den Auftrag, sogleich nach Ostende zu reisen und sich dem Gouverneur darzustellen, als bereit zu allem, was dieser ihm auftragen würde. Zwar fiel dem Bürgermeister ein solcher Antrag ein wenig auf, doch war er sogleich bereit, ihn zu übernehmen und ging noch in der Nacht, mit hinreichender Instruktion und Legitimation versehen, nach Ostende ab. Der Gouverneur Machuca empfing ihn sehr wohl und eröffnete ihm, nachdem er die erhaltenen Papiere durchgelesen, in Gegenwart des Advokaten De Bocq und des Sergeant-

Majors Herrera, daß er von Sr. königlichen Hoheit den Auftrag habe, ihm, dem bisherigen Bürgermeister D'Ognate, das Gouvernement von Ostende abzutreten und zu übergeben; dabei überreichte er ihm den Kommandostab und befahl dem Sergeant-Major, dem neuen Gouverneur in allen Dingen zu gehorchen. D'Ognate lachte zuerst über den Scherz, nachher, ein wenig empfindlich darüber, bat er, ihn doch nicht so arg zu verspotten; man erklärte ihm also die ganze Sache und nun — ob ihm gleich, als einem geraden und rechtlichen Manne, eine solche Mummerei, die noch dazu mit Lebensgefahr für ihn verbunden war, nicht sonderlich gefiel — erklärte er doch, daß er dem Befehle des Statthalters, dem er sehr ergeben war, Folge leisten wolle. Man berathschlagte darauf über eine Aeusserung der beiden versteckten Franzosen, „daß in den Schiffen auf der Rhede mehr denn zweimal so viel Volks läge, als ausgemacht wäre," und beschloß, diesen Umstand dem Prinzen anzuzeigen und um nochmalige Verstärkung der Besatzung zu bitten. Um indessen aber aufs neue Zeit zu gewinnen, beredete Herr Stapin die beiden Franzosen, es sei nöthig, die Ueberlieferung des Platzes abermals um einige Tage

aufzuschieben, bis eine Konvoy, welche von Gravelines her auf dem Marsche wäre, in ihre Garnison eingerückt sei. Ein Regiment spanischer Infanterie zog nun wirklich in Ostende ein und durch die Gasse, in welcher die beiden Abgesandten wohnten. Bei dieser Gelegenheit sahen sie zum erstenmale den Gouverneur, welcher in einem Hause gegenüber das vorbei marschirende Regiment in Augenschein nahm, und De Bocq machte sie aufmerksam auf die Person desselben, die sie sich wohl ins Auge fassen sollten. Den neuen Aufschub mußte man wieder dem Marschall D'Aumont bekannt machen, und wählte dazu einen zum Strang verurtheilten Verbrecher, Jean Duè, welcher mit möglichster Vorsicht und Stille seine Reise machte. Der Marschall empfing die Botschaft mit aller Zufriedenheit, beschenkte den Boten reichlich und zeigte ihm ein großes Felleisen, angefüllt, wie er sagte, mit Dublonen für die mitverschwornen Soldaten. Glücklich langte der heimlich Abgeschickte von seiner gefahrlosen Reise wieder zu Ostende an und — hatte sein verwirktes Leben dadurch gewonnen.

Während dem aber hatte der neue Gouverneur die Offiziere und Soldaten zusammengesucht,

sucht, welche sich zuerst für die Franzosen erklären und ihn gefangen nehmen sollten; daß man dazu nur die vertrautesten Leute nahm, versteht sich wohl von selbst. Sie wurden den beiden Franzosen heimlich vorgestellt und erklärten, daß sie reformirt wären, und deßhalb von dem Gouverneur vernachläßigt, ja nicht selten gemißhandelt würden; deßhalb wären sie entschlossen, Alles zu wagen, um sich zu rächen und unter den Lilien ein besseres Loos sich zu bereiten. Dieses wurde ihnen mit den heiligsten Betheuerungen zugesagt und darauf Rath gehalten, ob man den Gouverneur ermorden oder nur gefangen nehmen wollte; die meisten Stimmen waren, nach Verabredung, für seinen Tod, nur eine aber erklärte, es sei nicht nöthig, ihn zu tödten; er habe gar keine Anhänglichkeit bei der Besatzung und könne keine drei Mann zusammenbringen, die sich für ihn aufzuopfern bereit wären, wenn er einmal gefangen sei; auch sei es gewiß, daß er achtzigtausend Dukaten baaren Geldes in Brügges liegen hätte, die er wohl darum geben würde, um sein Leben und seine Freiheit zu retten. Der letzte Grund machte den tiefsten Eindruck auf die Franzosen und sie erklärten darauf

sehr entschlossen, daß man ihn nicht tödten sollte.

Dieß Alles geschah am eilften Mai 1659, an welchem man auch den geheimen Bothschafter, Jean Duè, noch einmal zu dem Marschall D'Aumont sandte und ihm sagen ließ, am folgenden Tage würde die Convoy ohne Zweifel von Ostende abmarschiren; man würde ihm auch davon ein Zeichen geben, indem einer auf dem großen Hafer-Bollwerke ein weißes Tuch schwingen sollte; zum Beweise, daß er das bemerkt habe, möchte er dagegen zwei Kanonen lösen und eine weiße Flagge aufziehen. In der That zogen am folgenden Tage die gestern eingerückten Spanier wieder ab, wobei sich der Gouverneur noch einmal vor den versteckten Franzmännern sehen ließ; sie marschirten eine Stunde längs dem Strande, dann stellte sich das ganze Regiment mit zwei andern, welche auf die letzte Bitte um Verstärkung von Leffingen hergekommen waren, hinter den Dünen auf und es ergingen die allerschärfsten Befehle, daß kein Mann sich unterstehen sollte, vorwärts aus dem Gliede zu treten. Die Unteroffiziere und Soldaten steckten die Köpfe zusammen über diese unbegreifliche, geheime Expedition; allein

kein Scharfsinn löste ihnen das Räthsel derselben.

Nach diesen Vorbereitungen wurde der Magistrat der Bürgerschaft von Ostende versammelt. Der Gouverneur Machuca nahm ihnen den Eid der Verschwiegenheit ab, dann trug De Bocq den ganzen Handel vor und bat sie am Ende, denselben durch ihre Theilnahme zu gewünschtem Ende bringen zu helfen. Sie versprachen willig, was man verlangen würde, weil ihnen die Posse gefiel; darauf trug ihnen der Gouverneur folgende Punkte auf: „Sie sollten, sobald es Abend würde, einzeln in der Stadt herum zu allen Bürgern gehen und diesen bedeuten, sich die kommende Nacht durch, ruhig in ihren Häusern zu halten und sich durch Nichts bewegen zu lassen, Läden oder Thüren zu öffnen; doch sollten sie ihre Waffen bereit halten und wenn des Morgens die Glocke ertönte, ein jeder zu seinem Fähnlein sich versammeln; der Sergeant-Major Herrera würde sie auf die Wälle führen, die sie gewöhnlich zu besetzen hätten und dort sollten sie fernere Ordre abwarten. Der Magistrat würde am andern Morgen aufs Rathhaus gerufen und dort aufgefordert werden, dem Könige von

Frankreich den Huldigungs-Eid zu schwören; da sollten sie denn Umstände machen, so viel sie könnten und, wenn man ihnen etwa sagte, daß der Marschall D'Aumont im Anzuge wäre, so sollten sie erklären, sie wollten dessen Ankunft abwarten, und ihm den geforderten Eid leisten, wenn er sich ausweisen könnte, daß er dazu von dem Könige beauftragt wäre.“ Der Magistrat ging auseinander mit dem Versprechen des pünktlichsten Gehorsams und die Verbündeten begaben sich in die beiden Klöster, die in der Stadt waren, und zu dem Geistlichen an der großen Stadtkirche und veranstalteten, daß die drei Kirchen Abends zwischen neun und zehn Uhr geöffnet würden, um die hinter den Dünen versteckten Regimenter auf einige Stunden aufzunehmen. Auch in das Stadtgefängniß begaben sie sich und unterrichteten den Kerkermeister, daß er, wenn ihm im Namen des Königs von Frankreich die Schlüssel abgefordert würden, um die Gefangenen los zu lassen, die zehn bis zwölf Menschen, welche man dazu mitbrachte, nebst einigen von wenig Tagen gefangenen Engländern, losgeben, die eigentlichen Gefangenen aber an einem andern Orte bis auf Morgen verwahren sollte. Zuletzt wurde die

Artillerie auf den Wällen geordnet, zwei kleine Korps Reiterei in der Nähe des Hafens aufgestellt und diese bedeutet, in aller Stille da zu halten und nicht eher sich zu rühren, bis sie Befehl bekämen; dann in der Abenddämmerung die drei Regimenter in aller Stille in die Stadt und hinter den Wällen herum in die Kirchen geführt und somit die Vorbereitungen zu dem Possenspiele beendiget.

Fast hätte jedoch ein geringfügiger Umstand das ganze so mühsam und künstlich angelegte Gebäude in seiner Grundlage erschüttert und zertrümmert. Die Troßbuben der spanischen Offiziere, die ihrer Herren Pferde zur Schwemme geritten hatten, kamen mit Lärm und Geschrei in die Stadt gesprengt, und erschreckten die beiden verborgenen Franzosen auf den Tod; doch gelang es ihrem pfiffigen Wirthe, sie zu beruhigen und so zu verhindern, daß sie nicht von der Angst zu einem unüberlegten Schritte verleitet wurden, der sie hätte verrathen können.

Nachdem nun Alles auf diese Weise gehörig bestellt war, begaben sich die Verbündeten zu einem frohen Abendessen bei Machuca, wo sie im Voraus über den angelegten Spas sich herzlich lustig machten; nach Beendigung desselben

begab sich D'Ognate auf das Zimmer des Gouverneurs. Sich zu Bette zu begeben, wagte er indessen doch nicht, vielmehr verpanzerte er sich die Brust mit einem Buche Papier und steckte ein Pistol und einen Dolch zu sich.

Kaum hatte die Glocke zwölf ausgeschlagen, als er Lärm vor dem Gouvernement hörte; die — darauf gefaßte — Schildwache wurde überrumpelt und die schlechtverwahrte Thüre mit einem Brecheisen aufgebrochen und herein stürzten die Herren Monet und Fontenè und die mit ihnen einverstandenen Offiziere von der Garnison. Diese spielten ihre Rolle so gut, und packten ihren Mann so derb und kräftig, daß der arme Schein-Gouverneur nicht wußte, ob sie Ernst oder Scherz trieben. Diese seine Bestürzung trug nicht wenig dazu bei, der Sache den Schein der Wahrheit zu geben; denn als nun Herr Monet mit feierlicher Stimme ihm zurief: „Ergebt Euch den Waffen von Frankreich! Die Stadt ist in den Händen des Königs. Der Marschall D'Aumont steht vor den Thoren, um sie in seinem Namen in Besitz zu nehmen. Ich habe sie eingenommen und die Garnison sowohl, als die Bürgerschaft hat sich für Seine allerchristlichste Majestät erklärt!"

so rief D'Ognate auf spanisch: „Zu den Waffen! Sergeant-Major! Verrätherei!“ und — in dem Augenblicke den Obersten Spintelet gewahrend, wandte er sich an diesen: „O du schändlicher, ehrvergessener Verräther! Von dir habe ich in meinem Leben nichts anders erwartet!“ Und nun tobte er, wie wahnsinnig und bat mitunter kläglich, ihn zu tödten, dann versuchte er einem Umstehenden ein Seitengewehr zu entreißen, um sich selber zu ermorden; kurz, er spielte die Rolle eines ehrliebenden Offiziers in einem solchen Falle auf die natürlichste Weise. Monet — hatte er Mitleid mit dem armen Manne, oder war es die Aussicht auf die achtzigtausend Dukaten, die ihn so bewegten — sprach endlich dem Gouverneur sehr freundlich zu, sich zu beruhigen; er müsse sein Unglück mit Gleichmuth ertragen; er solle zurückblicken auf die treue Dienste, die er dem Könige von Spanien, seinem bisherigen Herrn, geleistet habe; der König von Frankreich werde ihn sicher, nach seinem Verdienste, anstellen und ihm und seiner Gemahlin alle mögliche Höflichkeit erweisen. Das Zureden half nichts; der Gefangene, sich stellend als verstehe er gar nicht französisch, fuhr fort, sich ungeberdig zu

stellen und zu schimpfen und zu toben. Endlich ward Herr Monet der Sanftmuth überdrüssig, er grief an den Degen und drohete, ihn zu durchbohren, wenn er nicht ruhig würde. O'Ognate stutzte freilich ein wenig bei dieser ernsten Drohung; er sahe den Franzmann starr an und machte dann auch eine Bewegung nach seinem Seitengewehr; allein die Offiziere endigten schnell seine und ihre Verlegenheit, indem sie ihn fortschleppten. Man führte ihn über den großen Markt, wo sie dem Hauptmanne Hornes begegneten, der mit hundert Mann nach dem Kay marschierte und die Wache daselbst zu überfallen; es fielen etwa ein Dutzend Musketenschüsse, einige stellten sich verwundet und beschmierten sich mit Blut, welches sie zu dem Ende schon vorräthig hatten; worauf sie Herr Monet alle entwaffnen und die armen Verwundeten ins Spital führen ließ; den gefangenen Gouverneur ließ er auf der Hauptwache verwahren. Als man an das Stadtthor kam, entstand ein Aufenthalt; denn der Thorschließer, welchen man nicht unterrichtet hatte, meinte wirklich, der Platz sei an die Franzosen übergeben; er ergrief, als man ihm befahl, die Schlüssel zu nehmen, in der Bestürzung die unrech-

ten und erhielt von den erhitzten Franzosen, indessen ein Offizier die rechten Schlüssel herbeibrachte, eine tüchtige Tracht Schläge. Nun, nachdem das Stadtthor offen war, erklärten die Herren Spintelet und Stapin, daß sie das Ihrige gethan hätten, worauf die Soldaten einstimmig anfingen zu schreien: „Spintelet! Geld! Geld her!“ Monet antwortete, „das Geld sei draussen auf den Schiffen; sie sollten sich gedulden; sie würden mehr bekommen, als sie erwarteten“ und sie beruhigten sich wieder. Jetzt kam der Rapport, daß die Hauptleute Snyders und van Spruyt der Hauptwache auf dem Markte der Stadt und des Nieuportschen Thores sich bemächtiget hatten und die Eroberer begaben sich auf die Wälle, wo sie die sämtlichen Posten untersuchten und die Losung in St. Louis umänderten. Dann gaben sie von der großen Batterie das verabredete Zeichen der glücklich ausgeführten Sache mit drei Kanonenschüssen und der Aufsteckung eines langen Stückes weißen Tuchs, in Ermangelung einer weißen Flagge. Die Flotte antwortete hierauf auch mit drei Schüssen und gern wäre der Marschall sogleich eingelaufen; allein es war noch Nacht und die Fluth noch nicht eingetreten —

man mußte also in schmerzlichfroher Erwartung sich gedulden. Um nun keinen Augenblick ungenützt zu verlieren, ließ Monet den Magistrat auf das Rathhaus entbieten und begab sich selbst dahin, ließ jedoch im Vorbeigehen das Gefängniß eröffnen und gab den Gefangenen im Namen Seiner allerchristlichsten Majestät die Freiheit; unter diesen waren, wie oben schon gemeldet wurde, einige Engländer. Diese schickte man nachher mit den Piloten, die die Flotte in den Hafen bugsiren sollten, und sie verbreiteten überall auf den Schiffen die Neuigkeit, daß Ostende französisch sei. Auf dem Rathhause, wo sich indessen der Magistrat versammelt hatte und zwar so schnell, daß einige nur halb angekleidet kamen, gleichsam als hätte sie die Schreckenspost betäubt, hielt Monet eine stattliche Anrede, worin er sagte, es habe der göttlichen Vorsehung gefallen, Ostende, und damit Flandern, seinem natürlichen Herrn und Fürsten wieder zurückzugeben, denn die Ansprüche seines Königs für dieses Land seien, wie jedermann wisse, unbezweifelt; der Magistrat und die Bürgerschaft von Ostende hätten daher Ursache Gott zu danken, daß sie von dem spanischen, oder vielmehr tyrannischen Joche end-

lich befreit wären; und da sie dieses so ohne alle Gefahr und ohne allen Verlust erlangt hätten, so erwartete er um so zuversichtlicher, daß sie gern und willig den Unterwerfungs-Eid in seine Hände ablegen würden. Auf diese Worte entstund alsbald eine lebhafte Berathschlagung, der eine wollte den Eid geleistet haben, der andere nicht; endlich vereinigten sich die Partheien dahin, daß sie Herrn Monet erklärten, was ihnen war von dem Gouverneur Machuca vorgeschrieben worden; dazu fügten sie die Erklärung, daß sie beisammen bleiben wollten bis zur Ankunft des Marschalls, und damit war Herr Monet denn ganz und gar zufrieden. Er ließ nun den gefangenen Gouverneur von der Hafenwachtstube abholen und in der Stadt in ein Wirthshaus bringen, aber scharf bewachen; und schickte sich nun an, die Einquartierung der zu erwartenden Mannschaft zu besorgen, und die Piloten abzuschicken, welche die Flotte in den Hafen führen sollten.

Indessen begab sich der gefangene Gouverneur durch eine Hinterpforte aus seinem Hause zu Machuca und erzählte ihm bei einem fröhlichen Frühstücke, was bisher mit ihm vorgegangen war; darauf verfügten sich beide auf die

Stadtmauer, um die Flotte zu beobachten. Nicht lange, so bemerkten sie ein Boot, welches mit großer Eilfertigkeit und Anstrengung, trotz der Ebbe, nach der Stadt ruderte; da sie sich nun wohl vorstellen konnten, daß es einen Abgesandten des Marschalls bringen würde, der sich von dem Stande der Dinge überzeugen sollte, so eilten sie beide jeder in seine Behausung.

Das Boot landete und Monet eilte dem Abgesandten freudig entgegen; er zeigte ihn die offenen Stadtthore, die Schlüssel zu den Vorrathshäusern und stattete ihm Bericht ab, von allem, was bereits geschehen war; endlich führte er ihn durch die Soldaten, welche unaufhörlich: „Es lebe Frankreich!“ und: „Spintelet! Geld! Geld her!“ riefen, in das Wirthshaus zu dem gefangenen Gouverneur. Dieser saß beim Eintritte der Fremden, in düstere Schwermuth versunken, mit dem Kopfe in der Hand. Der Abgeschickte begrüßte ihn und fing an, in einer wohlgesetzten Rede, im Namen seines Marschalls zu trösten: „Der Herr Marschall, sprach er, verspricht Euch, Eurer Frau Gemahlin und Euren Kindern gut Quartier und anständige Behandlung, und da unser Herr, der König, durch die Einnahme dieses Platzes

einen sehr großen Gewinn macht, so dürft Ihr darauf rechnen, bald in Freiheit gesetzt zu werden.“ Der Gefangene wandte sich an einen der spanischen Offiziere und fragte ihn, was der Herr gesagt habe und dieser dollmetschte ihm die Rede; worauf jener stolz und entrüstet sprach: „Der Herr Marschall mag mit mir anfangen, was er will. Ich verlange kein Quartier. Verloren bin ich einmal. Das ist meine Antwort!“ Damit wandte er den Franzosen den Rücken, und diese erstaunten über den spanischen Hochmuth. Nach diesem Besuche begab sich der Abgesandte wieder durch die Reihe der Soldaten, die ihr voriges Geschrei anhuben, unter dem Getrommel eines französischen Marsches auf sein Fahrzeug und fuhr freudig von dannen. Monet aber begab sich zu seinem angefangenen Geschäfte und schrieb Einquartierungsbillete.

Inzwischen kam der lichte Tag heran und man konnte von den Wällen aus sehen, wie bereits die französischen Truppen aus den englischen Schiffen in kleinere französische Fahrzeuge herübergesetzt wurden, um mit der wachsenden Fluth sogleich in den Hafen einzulaufen. Die Gouverneurs hielten es daher für Zeit, die

Maske abzulegen und die nöthigen Anstalten zum Empfange der Franzosen zu treffen. Plötzlich also trat der wohlverwachte Gouverneur in völliger Uniform, den Kommandostab in der Hand und zwei Pistolen im Gürtel, in Begleitung einiger Offiziere, in das Zimmer zu Herr Monet. Dieser erschrack über den Anblick, daß er weit zurücksprang; allein D'Ognate näherte sich ihm langsam und redete ihn sanft an: „Warum fürchtet Ihr Euch, mein Herr? Ich komme ja nicht mit dem Degen in der Faust zu Euch, wie Ihr diese Nacht zu mir. Ich komme nur, Euch zu bewillkommen. Schon etliche Tage habe ich Euch erwartet und bin überzeugt, keine andere Sprache sprechen zu dürfen, als die, welche Ihr Euch diese Nacht gegen mich bedient habet.“ Nachdem er hierauf einiges, was Monet gesprochen, lächelnd wiederholt hatte, sagte er, ihm einen Schritt näher tretend, mit Ernst und Nachdrucke: „Ihr werdet wohl wissen, daß ein Mann, der sich heimlich in einen festen Platz einschleicht, um die Besatzung und die Bewohner zu verführen und sie ihrem rechtmäßigen Herrn und Könige untreu zu machen, durchaus keine Schonung zu erwarten hat. Ich hätte daher das Recht, Euch auf der Stelle

ohne weitern Prozeß an den nächsten Baum hängen zu lassen. Aber wegen der Güte und Milde, welche Ihr mir und andern bewiesen habt, verschone ich Euch und verspreche Euch, daß ich mich bei Seiner Hoheit, den Prinzen Statthalter, für Euch verwenden will, daß Ihr begnadiget werdet: deß zum Unterpfande gebe ich Euch die Hand und diesen Kuß und versichere Euch, daß meine Kasse, wie mein Herz für Euch offen seyn soll! Monet, der wie betäubt dagestanden hatte, wurde durch diese milden Worte wieder etwas aufgerichtet; er konnte jedoch weiter nichts sagen, als: „Ich bin ein junger Mensch und sehr unbedachtsam.“ D'Ognate übergab ihn darauf einem Sergeanten mit sechs Soldaten zur Bewachung und begab sich zu Machuca. Beide verfügten sich auf die Wälle und veranstalteten die Besetzung der Werke, während sie die Flotte beobachteten und die Barken, welche sich gegen 4 Uhr, nach den Hafen zu, in Bewegung setzten. Es waren zehn Fahrzeuge, welche, mit dem günstigsten Winde, mit klingendem Spiele, fliegenden Fahnen und Flaggen und fertigem Gewehre herankamen; die Offiziere waren alle in der Staats-Uniform und der Marschall

mit seinen Orden glänzte in der Mitte derselben.

D'Aumont hatte schon, ehe er das englische Schiff verließ, einen Schnellsegler mit der Nachricht von der gewissen Wegnahme des Platzes Ostende nach Calais gesandt; von da schickte der Gouverneur einen Offizier nach Paris und der Kardinal säumte nicht, die erhaltene Nachricht nach Frankfurt am Main zu geben, wo damals die Churfürsten des deutschen Reichs versammelt waren, um einen römischen König zu wählen. Der Courier, welchen Don Juan wenige Stunden nachher dahin absandte, brachte freilich andere Nachrichten, und machte die anwesenden Franzosen schamroth und verlegen.

Die gelandeten französischen Truppen, 1500 Mann, hatten sich kaum aufgestellt, als Machuca eigenhändig die weiße Flagge herabnahm und Feuer! kommandirte, worauf ein Hagel von Musketen-Kugeln auf die unglücklichen Ankömmlinge herabfuhr und eine unglaubliche Bestürzung erregte. Alles ergrief die Flucht über den Strand nach den Dünen hin; aber die versteckte Kavallerie brach nun hervor und machte alles zu Gefangenen. Nur der Marschall Talon, der im Geleite D'Aumonts gewesen war,

ent-

entwischte und wie man sagt, nur dadurch, daß er einem spanischen Offiziere, der ihm den Weg versperrt hatte, mit 300 Dublonen bestach. Den Marschall D'Aumont selbst, wie seine vornehmen Offiziere, behandelten zwar die Spanier mit aller schuldigen Achtung; jedoch mußte er, obgleich er dringend bat, ihm eine Kutsche zu geben, „weil er am Fuße verwundet sei," sich gefallen lassen, zu Fuße in die Stadt einzuziehen, den Einwohnern zu großer Belustigung. Man brachte ihn bald nachher auf das Kastell nach Antwerpen, wo er seine Befreiung erwarten mußte.

So endigte sich dieses Possenspiel, das wohl ohne Beispiel in der Geschichte ist, auch darin, daß es bei so vielen Mitwissenden, so glücklich ausgeführt wurde; was sein Grund wohl nur allein in dem Hasse der Spanier und Niederländer gegen die Franzosen haben mag. Nur ein Fehler ging dabei vor, die feindliche Begrüßung der Angelandeten erfolgte um einige Minuten zu früh; fünf Schiffe nemlich, welche eben in den Hafen einlaufen wollten, gewannen so viel Zeit, umzuwenden und die hohe See wieder zu erreichen. Unter diesen war eines, welches die sämtlichen Offiziere der eng-

lischen Flotte, von dem Marschalle zur Tafel gebeten, aufhatte; auch soll es einige 100,000 Gulden baaren Geldes mitgebracht haben, zur Belohnung der übergegangenen Mannschaft, wiewohl das Letztere, wie billig, bezweifelt wird.

5.

Der Admiral Duckworth,

oder:

Die Engländer vor Konstantinopel, im Jahre 1807.

Unter den großen Männern, welche ich während meines Aufenthaltes in Paris kennen lernte, gefiel mir besonders der General Sebastiani, dessen hoher Muth und vielseitige Gewandtheit den wichtigsten diplomatischen Aufträgen gewachsen war, während sein biederer Charakter und seine Anhänglichkeit an die Person seines Kaisers diesem die sichere Ausrichtung desselben verbürgten. Ihm wurde daher im Jahre 1806 der kitzliche Posten eines Abgesandten an die Pforte zu Theil, welche dahin ge-

bracht werden sollte, daß sie Rußland den Krieg erklärte, welche jedoch von dieser Macht, und noch mehr von dem mit ihr verbündeten England, in Furcht und Abhängigkeit gehalten wurde.

Wie sich dieser Mann seines Auftrages entledigte und, obschon er seiner Sendung Absicht nicht vollständig erreichte, der englischen Regierung eine Schmach bereitete, welche diese nimmermehr verwinden kann, erzählte mir im folgenden Jahre ein Augenzeuge.

Sebastiani kam nach Konstantinopel im August 1806, und sein Erstes war, daß er die Pforte auf Rußlands geheime Unterhandlungen mit den Hospodaren der Wallachei und der Moldau aufmerksam machte. Die Beweise, welche er beibrachte, überzeugten den türkischen Hof und obgleich dieser gebunden war durch die Verträge mit Rußland, unter sieben Jahren keine Veränderung in der Verwaltung dieser beiden Fürstenthümer ohne Rußlands Genehmigung und Einwilligung vorzunehmen, so ließ er sich doch durch den französischen Gesandten bewegen, die beiden Fürsten plötzlich von ihren Posten abzurufen. Das machte natürlich Aufsehen und die beiden Gesandten von Rußland und England gaben sogleich die ernstlichsten Vor-

stellungen dagegen ein. Nun fürchtete man zwar türkischer Seits die Russen nicht; doch machte England Besorgniß, weil ein Seekrieg unter den damaligen Umständen und Verhältnissen der Pforte durchaus vermieden werden mußte; man gab also, besonders dieser Macht, ausweichende Antworten und suchte ihre Freundschaft möglichst zu erhalten. Indessen fiel nicht nur Rußland ohne weiters mit einem Heere in die beiden Provinzen ein, sondern eine englische Flotte, die schon früher, den Ansprüchen dieser Macht zu Gunsten, in das Mittelmeer gekommen war, machte Miene, in den Archipelagus einzurücken; es war also nothwendig, daran zu denken, was zu thun sei, wenn nun die Engländer gar die Verwegenheit haben sollten, durch die Dardanellen gegen die Hauptstadt selber vorzudringen.

Die französischen Artillerie-Offiziere, deren viele in der Türkei sich befanden, bewiesen, daß die Dardanellen-Schlösser keineswegs im Stande wären, die Engländer aufzuhalten, wenn sie jetzt die Absicht haben sollten, der Hauptstadt einen Besuch zu machen, und gaben, auf erhaltene Aufforderung Plane ein, wie schnelle Fürsorge getroffen werden könnte. Der Großherr

gab auf der Stelle den Befehl, diesen Planen gemäß die Schlösser in Vertheidigungsstand zu setzen, allein es geschah doch wenig oder nichts, weil die beiden Hauptpersonen, die hiebei thätig seyn sollten, der Großvezier und der Kapudan-Pascha, unwissende und ungeschickte Menschen waren, die sich mit der Einbildung beruhigten, die Engländer würden es nicht wagen, durch die gefürchteten Dardanellen zu segeln; überdieß wurde ja noch immer mit dem englischen Kabinette unterhandelt, so daß also auf eine gütliche Ausgleichung der Sache gerechnet werden durfte. Aber plötzlich erhielt der englische Gesandte, Lord Arbuthnot, eine Depesche von seinem Hofe und trat mit Forderungen auf, die schlechterdings nicht nur nicht genehmiget werden konnten, sondern auch den türkischen Stolz auf das schärfste verwunden mußten. Die Engländer verlangten nemlich nichts Geringeres, als „daß der französische Gesandte auf der Stelle nach Haus gesandt, die Dardanellenschlösser, samt der türkischen Flotte, an die Engländer ausgeliefert, und die Moldau und Wallachei an Rußland förmlich abgetreten würden.“

Da Arbuthnot die Wirkung seiner Note wohl

voraus berechnen konnte, so wartete er die Antwort gar nicht ab, sondern begab sich alsbald auf einem bereitliegenden Fahrzeuge, nach der Insel Tenedos, wo auch das englische Geschwader vom Mittelmeer her erwartet wurde. Von hier aus schrieb er sogleich an die Pforte und erbot sich, die Unterhandlungen mit seinem Hofe fortzubesorgen. Die Pforte ging auf diese Unterhandlungen ein, zog solche jedoch in gehörige Länge und Breite, um Zeit zu gewinnen und die Befestigungsarbeiten an den Dardanellenschlössern vollenden zu können; diese aber gingen, obgleich von dem Kapudan-Pascha in Person geleitet, so schlecht als möglich vor sich. Indessen war das englische Geschwader vollständig zu Tenedos versammelt und bestand aus acht Linienschiffen, zwei Fregatten, zwei Korvetten und zwei Bombardier-Galiotten, und manövrirte öfters in den Gewässern von Tenedos. Dieß geschah unter andern auch am 19. Februar 1807, im Angesichte des Kapudan-Pascha, der in seinem Wahne nicht daran dachte, daß die Engländer die Absicht haben könnten, in die Meerenge einzulaufen, obgleich der Wind besonders günstig war und die französischen Offiziere seiner Begleitung ihn aufmerksam zu ma-

chen suchten. Mit Mühe nur konnten ihn diese bereden, daß er die Artillerie-Soldaten, die zur Feier eines eingefallenen Festes überall zerstreut waren, zusammenberufen ließ. So waren also noch lange nicht alle Posten hinlänglich besetzt, als die englische Flotte eine plötzliche Wendung machte und in den Kanal einlief. Jetzt eilte freilich Alles über Hals und Kopf auf seinen Platz und der Kapudan-Pascha selber warf sich in das nächste von den Schlössern, aber nur auf kurze Zeit; denn, als die englische Flotte, die anfänglich ganz ruhig fortsegelte, und selbst das Feuer von den türkischen Batterien nicht achtete, als welches ohnehin auch nur schwach und unschädlich war, endlich etwas kräftiger aufgefordert, auf beiden Seiten zugleich zu feuern anfing und das Kastell von den englischen Kugeln erschüttert ward, da eilte der Held, seinen allzugefährlichen Posten zu verlassen und seine tapfere Seele für künftige Thaten zu retten. Unter dem Vorwande, er wolle sein Geschwader aufsuchen, das tiefer im Kanale vor Anker lag, ging er davon, und, seinem rühmlichen Beispiele folgend, liefen auch Offiziere und Soldaten weg, so daß die Engländer, an den schwach oder ganz unbesetzten Werken un-

versehrt und ungehindert vorbei und an die türkische Flotte gelangten, ehe noch ihr Befehlshaber, der sich eben nicht sonderlich beeilte, sie besteigen konnte. Das Admiralschiff und vier Fregatten wurden nach einigen Ladungen genommen und verbrannt, die fünfte Fregatte aber leistete tapfern Widerstand und ergab sich nicht eher, als bis ihre Mannschaft nicht mehr im Stande war, das Geschütz zu versehen. Eine Brigg ließ sich gar nicht ins Gefecht ein, sondern benützte den günstigen Wind, um nach Konstantinopel zu eilen und die Ankunft des Feindes und das wahrscheinlich unglücklich ausgehende Gefecht der Flotte zu berichten.

Je unerwarteter diese Nachricht kam, desto größer war die Bestürzung, die sie bei der schwachen Regierung und ihrem erschrockenen Volke erregte; im Harem, wie in den Pallästen der Großen, sah man nur bleiche Gesichter, hörte man nur das Aechzen und Seufzen der Angst und der Furcht. Der Divan versammelte sich, allein guter Rath war theuer, man konnte sich durchaus kein anderes Mittel denken, als unbedingtes Nachgeben und Bewilligen aller Forderungen der Engländer. Doch hatten die Barbaren noch Energie genug, die nachlässigen

Reichsbeamten, welche nicht bessere Fürsorge getroffen hatten, zur Rechenschaft zu ziehen; der Großvezier verlor seinen Kopf, der Kapudan-Pascha aber, der zu seinem Glücke eine mächtige Parthei im Serail hatte, kam mit der Entsetzung von seiner Stelle und dem Verluste seines Vermögens davon. So rathlos, wie seine Minister, ließ der Sultan, Selim, in seiner Bestürzung Alles geschehen, was diese vorschlugen und willigte ohne Anstand in den Vorschlag, den General Sebastiani auf der Stelle zur Entfernung aus der Hauptstadt aufzufordern. Einer der ersten Günstlinge des Monarchen begab sich zu ihm und trug ihm den gefaßten Beschluß als einen dringenden und nothwendigen Wunsch vor. Doch Sebastiani's ruhiger Geist ließ ihn sogleich die rechte Maßregel treffen, die hierbei zu nehmen war; er versetzte: „die Erscheinung einer englischen Flotte könne ihn nicht bestimmen, einen Posten zu verlassen, auf welchem er unter dem unmittelbaren Schutze des Sultans stehe und nur ein ausdrücklicher Befehl desselben, in aller diplomatischen Form gegeben, können ihn bewegen, die Stadt zu verlassen." Diesen Befehl zu geben, wagte man nun wieder nicht und so

blieb Sebastiani, der wohl wußte, daß es nicht so schlimm um Konstantinopel stand, als diese Erbärmlichen sich vorstellten; keineswegs hatte nemlich der Schrecken, der die Regierung befallen hatte, auch über die Stadt und deren Bürger und Bewohner sich verbreitet. Schon nach den ersten Stunden der allernatürlichsten Bestürzung über die unerwartete und unerhörte Nachricht erhob sich der stolze und hochherzige Sinn der Moslemim in seiner ganzen Größe; ein grimmiger Unwille ging durch die ganze Stadt über die Treulosen, die, mitten im Frieden, ohne alle Ursache, ohne vorhergegangene Erklärung, mit kriegerischer Gewalt in das osmannische Reich eindrangen, seine Flotte zerstörten und nun frech und höhnend der Hauptstadt selber mit Vernichtung droheten, wenn ihr Beherrscher nicht die entehrenden Bedingungen eingehen wollte, welche ihr Uebermuth vorgeschrieben hatte. Das Beispiel der Janitscharen, welche die ersten zu den Waffen griffen, entflammte die übrigen Truppen und regte den Muth und den Eifer der Bürger und Einwohner Konstantinopels auf; Alles, was wehrhaft war, eilte unter die Waffen; Greise aber und Frauen und Kinder schleppten Erde und

Schanzkörbe und andere Mittel zur Bedeckung und Vertheidigung herbei und willig halfen die Besitzer der Häuser, auf deren Stellen man Batterieen errichten wollte, dieselben mit eigenen Händen niederreißen.

Endlich gelangte die Nachricht von dieser Stimmung des Volkes auch zur Kenntniß des Divans und gab ihm einen bessern Sinn, als er bisher gezeigt hatte, obgleich unentschieden blieb, ob er selber von der allgemeinen Begeisterung mit ergriffen ward, oder nur durch die Furcht vor der Wuth des aufgeregten Volkes sich treiben ließ, dem Sultan die Vorstellung zu machen, daß der Eifer des Volks, sich dem ungerechten und treulosen Angriffe der Engländer mit gewaffneter Hand entgegenzustellen, zu benützen sei und Alles zum würdigen Empfange der unwillkommenen Gäste vorbereitet werden müßte. Selim, obschon kein Held, als der nie Gelegenheit gehabt hatte, sich zum Soldaten oder Feldherrn zu bilden, war bei allem dem kein Feigling; er hörte daher diesen, wie er sich selber äußerte, der Osmannen würdigen Entschluß mit Vergnügen an und ertheilte sofort zur Ausführung desselben die gemessensten Befehle: „mit dem angefangenen Batterienbau

sollte auf das eifrigste fortgefahren, die Gläubigen zur Ergreifung der Waffen, die Griechen und Juden zur Beihülfe bei den Schanzen und Vertheidigungsarbeiten beigezogen, unter die höchsten Staatsbeamten die Aufsicht über die verschiedenen Arbeiten vertheilt und von einem jeden die pünktlichste und eifrigste Ausführung der ihm übertragenen mit dem Kopfe verbürgt werden." Da nun das Serail an der Spitze der Stadt, zwischen dem Hafen und dem Meere von Marmora gelegen, dem Angriffe zuerst ausgesetzt und gleich zur kräftigsten Vertheidigung höchst bequem war, so schaffte man die Weiber und Kinder und Verschnittenen aus demselben hinweg in das alte Serail, das fast in der Mitte der Hauptstadt liegt, und öffnete die Höfe und Gärten, die sonst keinem Ungeweiheten zugänglich waren, dem Volke, welches sich haufenweis zudrängte und in der Erlaubniß, diese geheiligten Orte zu betreten, einen neuen Sporn fühlte, Alles zu thun, was man von ihm verlangen konnte.

So weit waren die Vertheidigungsanstalten eingeleitet, als der General Sebastiani bei dem Sultan sich eine geheime Audienz ausbat und solche sogleich erhielt. Der kluge Mann sagte

bei dieser Gelegenheit dem Türken alles erdenkbare Schöne und hob den patriotischen Muth seines Volkes über die Sterne; er versicherte, „sein Kaiser, der eben im Begriffe sei, nach Petersburg vorzudringen und das russische Reich in seiner Hauptstadt anzugreifen und zu zerstören, oder den rühmlichsten Frieden zu erzwingen, werde gewiß auch den Vortheil des türkischen Hofes, seines eben so treuen als achtbaren Bundesgenossen, im Auge behalten;“ er bot sich an, mit allen seinen Offizieren und Leuten, die er bei sich habe, bei den Vertheidigungsanstalten mitzuhelfen und erbat sich die Ehre, wenn es zum Kampfe kommen sollte, mit denselben in die Reihen der tapfern Vaterlandsvertheidiger eintreten zu dürfen. Da nun Selim dieses Anerbieten mit Vergnügen annahm, so begab sich Sebastiani sogleich nach den Batterieen, ließ überall auf den nöthigen Punkten einen seiner Offiziere zurück und theilte Geld und Lobsprüche in gleich reichlichem Maße unter die Arbeiter aus. Auch der spanische Gesandte, Graf Almenara, folgte seinem Beispiele; er war, mit seinem Gesandtschaftspersonale, fast Tag und Nacht auf den Wällen und errichtete sogar eine Artilleriekompagnie aus spani-

schen Seesoldaten, welche eben in dem Hafen sich befanden.

Unterdessen war die englische Fotte mit dem günstigsten Winde bis an das Vorgebirge San Stefano, zwei Stunden südlich von der Hauptstadt, angelangt, und warf daselbst, hinter der Prinzeninsel, Anker, um die Nacht in Sicherheit zuzubringen und die Bombardiergaliotten zu erwarten, welche den übrigen Schiffen so schnell nicht hatten folgen können.

Bis zu dieser Stunde waren die Engländer der Meinung gewesen, die bloße Erscheinung einer Flotte vor Konstantinopel würde die Wirkung haben, daß man in alle Forderungen ihrer Regierung einginge; als sie aber nun auf dem entscheidenden Punkte standen und ein ungünstiger Wind eintrat und die Strömungen ihnen entgegen waren, da kam ihnen doch der Gedanke an die Möglichkeit des unglücklichen Ausganges eines gewaltsamen Verfahrens und sie beschlossen aufs Neue, Unterhandlungen anzuknüpfen, in der sichern Erwartung, daß das türkische Kabinet froh seyn würde, so wohlfeilen Kaufs davon zu kommen. Es ging daher ein Parlamentär nach Konstantinopel mit einer Note von Arbuthnot und von dem Admirale

Duckworth, freundschaftlichen Inhalts; doch ließ man merken, daß im Falle die Pforte nicht geneigt sei, dem englischen Kabinette zu willfahren, die Flotte andere Wege versuchen müsse. Doch der Empfang der Abgeschickten war ganz anders, als man erwartete, der Seeminister empfing und behandelte sie mit Härte und Verachtung, und die Offiziere und Soldaten, welche sie geleiteten, machten Mienen und ließen einzelne Worte laut werden, die höchstbedenklich waren. Als man ihnen aber am Ende sogar zumuthete, nach dem grünen Pavillon *) zu fahren, um dort einem andern Minister vorgestellt zu werden, so hielten sie es für gerathener, sich eiligst aus dem Staube zu machen, sie ruderten daher, unter dem Hohngelächter der Türken, so schnell als sie konnten, nach ihrer Flotte zurück. Die Zeit, welche diese Unterhandlungen hinweggenommen hatten, wußten die Türken recht wohl zu benützen, um ihre Vertheidigungsanstalten zu vollenden; und zwar arbeitete Alles mit der größten Anstrengung

*) Ein Platz in den Gärten des Serails, der wegen Hinrichtungen in der Stille berühmt ist.

gung und Regsamkeit, und Griechen und Juden und Armenier wetteiferten mit den Türken in Herbeischaffung alles Erforderlichen. Daher entstanden, wie durch Aladdins berühmte Wunderlampe hervorgezaubert, Wälle und Basteien, und unermeßlich war die Reihe der Kanonen, welche herbeigeschleppt wurden. In der Nacht noch wurde der Hafen, welcher an seinen beiden Endpunkten von zwei tüchtigen Batterien geschützt wurde, durch eine doppelte Reihe von Kanonierschaluppen geschlossen und der Kanal, der ins schwarze Meer hinausführt, durch sieben Linienschiffe, welche durch starke Taue an einander gehängt waren. Dabei hatte man eine Menge kleiner Fahrzeuge zusammengebracht und mit brennbaren Stoffen gefüllt, welche auf die feindliche Flotte geschleudert werden sollten. Ja, es fanden sich schon in dieser Nacht kühne Seesoldaten, welche es wagten, in leichten Kähnen unter die englischen Schiffe zu fahren, diesen glückte, einige Schaluppen wegzukapern, durch welche die Schiffe mit einander in Verkehr standen. Diese allgemeine Begeisterung wurde sehr geschickt unterhalten durch die rege Theilnahme aller Großen des Reichs und des Großherrn selber, welcher, ganz gegen seine

Gewohnheit, allem Prunk und Gepränge entsagend, nur von einigen Offizieren begleitet, überall herumwanderte und, als Oberarchitekt seines Reichs, einen elfenbeinernen Maßstab in der Hand führend, die angelegten Werke besichtigte und den geschickten und fleißigen Arbeitern auf der Stelle kaiserliche Belohnungen austheilen ließ.

Ob nun gleich die erste Gesandtschaft der Engländer so schnöde war abgefertigt worden, so machten sie am folgenden Tage doch einen wiederholten Versuch mit einer solchen, und zwar waren die Aufforderungen an die Pforte stärker und dringender als das erstemal; dabei trafen sie auf der Flotte alle Anstalten, welche auf einen Angriff hindeuteten, als wodurch sie eben ihren Unterhandlungen den nöthigen Nachdruck geben wollten; allein die Türken, nun schon im Vortheile und von dem französischen Gesandten berathen und geleitet, hielten die Engländer hin und vollendeten ihre Werke. Da es besonders der Hafen war, an welchem die Engländer angreifen mußten, so verwendete man Alles auf die Vertheidigung desselben, und da insbesondere die Bombardiergaliotten zu fürchten waren, als welche der Stadt, die ohnehin

meist nur von Holz gebauet ist, den Untergang bereiten konnten, so hatte man überall in den Straßen und auf den Plätzen Feuerspritzen in Menge aufgestellt und Menschen beordert, welche theils Wasser herbeischaffen, theils, mit Werkzeugen dazu versehen, bei ausbrechendem Feuer die Häuser niederreißen sollten, um so das Umsichgreifen des Brandes zu verhindern.

Während man aber in Konstantinopel selber Alles in Vertheidigungsstand setzte, vergaß man auch die Dardanellen nicht, sondern suchte sie möglichst zu schließen, um der englischen Flotte die Zufuhr von Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen aus dem Archipelagus zu erschweren, oder gar abzuschneiden. Ein verständiger und muthiger Mann mit einigen hundert Kanonieren ging dahin ab; tausende von Arbeitern wurden aus der Umgegend aufgeboten und eben so schnell, wie in der Hauptstadt, wurden auch hier die alten Werke ausgebessert und neue hergestellt.

Schon während diese Arbeiten vorrückten, wurden die Erklärungen des Divans allmählig stärker und drohender gegen den englischen Admiral, der jetzt die Unterhandlungen allein fortsetzte, weil der Gesandte zur rechten Zeit un-

haß geworden war; doch hielt man immer noch den Schein der Nachgiebigkeit und sprach insbesondere von einer Zusammenkunft, bei welcher Alles ausgeglichen werden sollte; allein als man sich nun hinreichend gerüstet sah, nahmen die Türken einen entschlossenen und entschiedenen Ton an, der den Engländern gar deutlich zeugte, wie sie selber durch Unentschlossenheit und Zaudern den rechten Augenblick versäumt und jetzt nichts übrig hatten, als entweder einen nichts entscheidenden Kampf, oder einen schnellen Rückzug. Sie wählten den letztern und zwar um so eiliger, da die Nachrichten von der schnellen Befestigung der Dardanellen, worauf man so gar nicht gerechnet hatte, einliefen. Nur versuchte Duckworth noch Eins: er begehrte die Auslieferung der fünfzehn Linienschiffe, der Stock der türkischen Seemacht; allein er erreichte auch hier seine Absicht nicht und so rüstete er sich denn zum — Abzuge.

Es war am zweiten Merz, wo ein für die Engländer höchstgünstiger Ost-Nord-Ost wehete, daß schon in aller Frühe die ganze Flotte unter Segel ging. Niemand in Konstantinopel dachte anders, als, es ginge jetzt zum Angriffe und alle Herzen pochten theils vor Muth, theils

vor Angst, als die englischen Schiffe mitten im Zuge nach der Hauptstadt plötzlich eine Wendung machten, alle Segel aufzogen und mit dem günstigsten Winde pfeilschnell in den Kanal einliefen. Erstaunen und freudiges Schrecken durchlief die unermeßlichen Reihen von Menschen auf beiden Gestaden, welche, unter der peinlichsten Neugier, der Dinge warteten, die da kommen sollten; bald waren die eben so sehr gehaßten, als gefürchteten Gäste aus dem Gesichtskreise verschwunden, und freudig erscholl das Ufer von dem Lobe Allahs und seines Propheten für verliehenen Schutz und Sicherheit.

Schlimmer, als auf dem Herzuge, ging es der englischen Flotte auf ihrem Rückwege durch den Hellespont; denn obgleich die neuen Werke noch nicht vollendet waren, so waren doch die alten so weit hergestellt, daß man die Schiffe ernsthaft und nachdrücklich begrüßen konnte. Und das unterließen denn die Türken auch nicht, sie sandten ihnen Granitkugeln von sechs bis sieben Centnern Schwere zu, und die Engländer hatten von Glück zu sagen, daß sie so vom Winde begünstiget waren, sonst würde es vielleicht mit ihrer Flotte übel ausgesehen haben. Nur zwei Schiffe wurden daher bedeutend getroffen, wel-

ches, neben der Schnelligkeit, womit sie dahin fuhren, hauptsächlich darin seinen Grund hatte, daß die türkischen Geschütze meistentheils unbeweglich liegen und nicht gerichtet werden können.

So endigte sich eine Unternehmung, welche die Engländer, nach ihren eigenen Angaben, 235 Todte und 512 Verwundete und zwei Corvetten kostete, und ihnen, außer dem Hohne der Türken, die Mißbilligung und den Unwillen aller rechtlich und gut gesinnten Menschen in der weiten Welt zuzog, so gut wie der gleichzeitige Anfall von Kopenhagen, bei welchem sie doch in ihrer Schande den Trost hatten, daß sie ihre Absicht erreichten.

6.

Johanna von Arc,

oder:

Frankreichs wunderbare Rettung

im Anfange des 15ten Jahrhunderts *).

Ein Reich, wie das französische, fast ganz in den Händen eines andern Volkes, von seinem rechtmäßigen Könige beinahe aufgegeben, erschöpft und muthlos, in wenigen Monaten von seinen Feinden befreit, seinem Monarchen wiedergegeben, mit neuer Kraft und neuem Muthe beseelt zu sehen, das ist doch wohl etwas Erstaunenswerthes, selbst wenn es durch das natür-

*) Geschrieben 1806 zu Paris, nach einer alten Handschrift. E.

lichste Mittel von der Welt geschehen wäre, wenn sich das Volk ermannt und in Masse gegen seine Dränger erhoben hätte, als welches selten oder nie seinen Zweck verfehlt. Aber diesen Zweck durch ein Mädchen, durch ein unwissendes, ungebildetes Bauermädchen von achtzehn Jahren erreicht zu sehen, das grenzt unstreitig an das Wunderbare.

Es ist natürlich, daß ein Ereigniß der Art nur zu einer Zeit und unter einem Volke vorkommen kann, welche dem Wunderbaren geneigt und günstig sind; und dieß war der Fall im Mittelalter, in welchem — Dank sei es den Priestern der christlichen Religion, deren Stifter das Licht der Welt war! — der Aberglaube in ganz Europa vorherrschte, daß einzelne Menschen, nicht etwa nur von Gott, als welches wohl nur ein einseitiger Rationalismus läugnen kann — sondern auch von seinen Heiligen gesandt und ausgerüstet würden, Wunder zu thun, daß andere, im Bunde mit den bösen Geistern der Hölle, den Schein solcher Wunder vorwenden und dadurch störend und hindernd in die Kräfte der Natur und in die Begebenheiten des Menschenlebens einwirken könnten.

Es ist für den Denker eine eigene Erscheinung, daß während man jetzt noch überall auf den Glauben an Verbindungen mit bösen Geistern und dadurch bewirkte feindselige Einwirkungen auf das geistige und leibliche Wohl der Menschen stößt, der Glaube an Wunder, durch Gottes Geist und Kraft von einzelnen Menschen hervorgebracht, gänzlich verschwunden oder doch höchst selten geworden ist.

Frankreich war um den Anfang des fünfzehnten Jahrhunderts in großer Zerrüttung; sein König, Karl der Sechste, war blödsinnig, dessen Gemahlin, Isabelle von Baiern, herrsch- und ränkesüchtig, und seine Großen entzweit und jeder nur darauf bedacht, sich selber auf Unkosten anderer höher zu schwingen und, wo nicht das königliche Scepter selbst, doch wenigstens die Leitung desselben sich anzueignen; ein blutiger Bürgerkrieg drohete, den besonders die Herzoge von Burgund und Orleans, als die Häupter der zwei mächtigsten Partheien, zu führen und durch alle Mittel zu ihrem Vortheile zu enden sich bestrebten. Am schrecklichsten ward die Verwirrung, als der Dauphin, — nachmals Karl der Siebente — im Namen seines blödsinnigen Vaters Reichsverweser wurde und

damit anfing, seine Mutter vom Hofe und von der Regierung zu entfernen (1415). Diese von Wuth und Haß gegen ihren Sohn entbrannt, entwarf darauf den Plan, den französischen Thron ihrem Schwiegersohne, dem Könige Heinrich dem Fünften von England, zuzuwenden und suchte diesen Plan in Gemeinschaft mit dem Herzoge von Burgund, der dem Dauphin Schuld gab, seinen Vater gemeuchelmordet zu haben, und unterstützt von England, auszuführen. Zwar starb Heinrich der Fünfte, ehe man zum Ziele schreiten konnte; aber der Regent von England, der kluge, tapfere und edle Herzog Johann von Bedfort, verlangte den französischen Thron für dessen hinterlassenen, neun Monat alten, Prinzen, den nachmaligen König Heinrich den Sechsten. Und dieser ward denn auch von der genannten Parthei als König von Frankreich anerkannt und, nach dem bald (1422) erfolgten Tode Karls des Sechsten, zu Poitiers feierlich als solcher ausgerufen. Doch hatte der damals neunzehnjährige Dauphin noch einen starken Anhang und dieser war nicht geneigt, die wohlgegründeten Rechte seines Schützlings einem Fremden hinzugeben. So kam es denn zum wirklichen Bür-

gerkriege, in welchem das schöne Frankreich unendlich litt.

Sieben Jahre hielt sich der rechtmäßige König Frankreichs, trotz aller Unfälle, aufrecht; allein da die Fremden, von den trefflichsten Feldherrn angeführt und von der burgundischen Parthei in allen Dingen unterstützt, Glück hatten, und ihren Gegner in einer entscheidenden Schlacht besiegten, sank dessen Macht auf einmal völlig darnieder, ihm blieb nur ein kleiner Theil vom südwestlichen Frankreich über, mit wenigen fast ganz erschöpften Hülfsquellen. Die Engländer, welche ihren Sieg sehr wohl zu benützen verstanden, wandten sich, unter Salisbury, sogleich gegen die Stadt Orleans, von deren Besitz die Entscheidung des Streites größtentheils abhing. Doch hier fand sich die erste große Schwierigkeit; die Bürger von Orleans, ihrem rechtmäßigen Königshause sehr anhänglich, wollten nichts von Uebergabe an die Engländer hören, und als diese Anstalten machten, fanden sie einen Widerstand, an welchem sie nimmermehr gedacht hatten. Der Eifer für den rechtmäßigen König war so groß und wurde von dem tapfern Gouverneur, Gaucourt, so trefflich unterhalten, daß selbst die Frauen in

der eingeschlossenen Stadt thätigen Antheil an der Vertheidigung nahmen; sie trugen Steine zu den Wurfmaschinen bei, sie halfen diese selber regieren, ja viele zogen in Reihe und Glied mit den ausfallenden Bürgern und Soldaten aus, um die verhaßten Fremdlinge von ihren Mauern abzutreiben. Doch alle diese Anstalten und Aufopferungen konnten nur dazu dienen, das Schicksal der Stadt und des ganzen Landes noch eine Zeitlang aufzuhalten; Karl war entfernt, und von allen Mitteln entblößt, der Stadt mit Nachdrucke zu Hülfe zu kommen und vergeblich sendeten die Bürger derselben eine Deputation nach der andern an ihren König, ihm die Lage der Stadt zu schildern und Rettung derselben zu verlangen. Die Zahl der Vertheidiger schmolz indessen zusammen, die Lebensmittel fingen an zu fehlen, der Muth der Besatzung und Bürgerschaft sank allmählig und es war ziemlich genau der Zeitpunkt zu bestimmen, wo, mit dem Falle der Stadt Orleans, Karls Sache gänzlich zu Grunde gehen mußte, als plötzlich eine Hülfe erschien und die Lage der Dinge eine Wendung nahm, die die ganze Welt in Erstaunen, wie die Engländer in Verzweiflung, setzten. Diese Hülfe brachte ein Mäd-

chen, ein Mädchen von achtzehn Jahren, an welchem sich auf eine überraschende Weise der Ausspruch jenes christlichen Weisen bewährte: Was schwach ist vor der Welt, das hat Gott erwählet, um die Starken zu Schanden zu machen.

In dem Dorfe Domremy, seit jener Zeit auch Domremy la Pücelle genannt, in den Thälern der Vogesen, an den Grenzen Lothringens gelegen, lebte ein Bauersmann, Namens D'Arc, dessen jüngste Tochter, Johanna, ein Mädchen von ausgezeichnet schöner Körperbildung, von einem ganz besondern Geiste beseelt war. Zu den gewöhnlichen Geschäften des Lebens hatte sie keine Lust, auch lernte sie wenig und weder lesen noch schreiben — Geschicklichkeiten, die heut zu Tage in Frankreich noch nicht allgemein sind; — aber an Waffen und Krieg und Gesprächen, darüber fand sie viel Geschmack und sie wurde jedesmal durch den Anblick von Soldaten, die etwa durch das Dorf zogen, in eine Art heiligen Entzückens versetzt. Dabei liebte sie von früher Jugend an die Einsamkeit, wo sie sich mit den Gebilden ihrer Phantasie beschäftigte und besuchte regelmäßig an jedem Samstage eine kleine Kapelle der h.

Jungfrau, in der Nähe von Domremy, in welcher sie ihre Andacht verrichtete und nach und nach so vertraut mit der h. Jungfrau ward, daß sie Erscheinungen von ihr hatte. Da ihr Vater, wie die Bewohner des ganzen Dorfs, treue Anhänger des Dauphins waren, so füllte sich auch ihr junges Herz mit Liebe zu diesem Fürsten; sie verfiel bei der Nachricht von seinem unglücklichen Schicksale in die tiefste Betrübniß und beschäftigte sich in ihrer Einsamkeit unaufhörlich mit dem Gedanken an ihn und an die Hülfe, auf welche ihr ganzes Dorf vom Himmel her hoffte, weil keine Hülfe von den Menschen mehr kommen zu wollen schien. Plötzlich trat nun einst Johanna vor ihren Vater und begehrte, zu dem Könige geführt zu werden, als dem sie Hülfe zu bringen durch die h. Jungfrau berufen sei. Man verlachte die Schwärmerin und wieß sie sehr ernsthaft zurecht, als sie auf ihrem Verlangen bestand. Endlich, als sie nicht nachließ, entschloß sich ein Bruder ihres Vaters und brachte sie nach Vaucouleurs zu dem königlichen Gouverneur Baudricourt. Auch vor diesem erklärte sie mit Ernst und Festigkeit, sie sei bestimmt, dem Könige Hülfe zu bringen und verlangte, man sollte sie alsbald

zu ihm führen. Der Gouverneur erklärte sie für wahnsinnig und wieß sie zweimal hintereinander ab; allein dieß wirkte nichts auf sie, sie fuhr vielmehr fort, überall öffentlich mit großer Begeisterung zu verkündigen, was der Geist ihr eingab, und schnell verbreitete sich, in der wundersüchtigen, abergläubischen Zeit, ihr Ruf. Der Herzog von Orleans, zu dem er auch drang, ließ Johannen vor sich bringen, hörte sie mit Aufmerksamkeit an und that verschiedene Fragen an sie, um sich von dem Zustande ihres Geistes und Gemüths zu überzeugen. Er lag krank zu Bette und Johanna hatte am Ende der Unterredung die Freimüthigkeit, ihm anzukündigen, daß er nicht genesen würde, wenn er nicht sein Benehmen gegen seine Gemahlin änderte. Er entließ sie darauf mit Geschenken, welche sie ihren Eltern schickte.

Die Einwohner von Vaucouleurs, ergriffen von der Schwärmerei des Mädchens, hatten indessen die Kosten der Ausrüstung zusammengebracht und Johanna erschien nun in kriegerischer Tracht, wohlbewaffnet, zu Pferde; der Gouverneur aber — sei es nun, daß er selber auch an ihre Sendung zu glauben anfing, oder glaubte, der allgemeinen Aufforderung nachge-

ben zu müssen — beschenkte sie mit einem Degen, und so trat sie voll Ungeduld ihre Reise zum Dauphin an, ohne sich nur Zeit zu persönlichem Abschiede von ihren Eltern zu nehmen. Sie eilte so sehr, daß sie, trotz der rauhen Witterung, mitten im Winter, in eilf Tagen einen Weg von 150 französischen Meilen zurücklegte und gerade ankam, als Orleans, in der größten Bedrängniß, bereis an die Uebergabe dachte. So schnell sie jedoch war, so ging doch der Ruf vor ihr her und bahnte ihr gleichsam den Weg zu dem Dauphin, welchem sie ihren Empfehlungsbrief von dem Gouverneur auf dem Schlosse zu Fierbois überreichte. Karl und sein Hof waren anfänglich unschlüssig, was sie mit dem Mädchen anfangen sollten, da man weder einer tollen Schwärmerei zum Spiel werden, noch einer möglicher Weise hinter derselben versteckten Verrätherei sich auszusetzen in Gefahr gerathen wollte. Indessen wirkte das Ausserordentliche der Erscheinung auf den König so gut, wie auf seine Unterthanen und er beschloß, der Angekommenen eine feierliche Audienz zu geben. Um sie dabei auf die Probe zu stellen, mußte ein anderer seinen Platz auf dem Throne einnehmen, während er selber in ge-

gewöhnlicher Kleidung sich unter das Hofpersonale stellte. Johanna stutzte einen Augenblick, dann aber sah sie um sich her und, dem Könige sich nähernd, fiel sie vor ihm nieder und sprach: „Der allmächtige König des Himmels sendet mich zu Dir; in seinem Namen fordere ich Kriegsvolk von Dir, um Orleans zu befreien, Deine übermüthigen Feinde zu züchtigen und Dich zur Krönung nach Rheims zu führen!“ Die Unerschrockenheit und Zuversicht des achtzehnjährigen Mädchens erregte Erstaunen und gewann ihr aller Herzen, während die Erkennung des Königs — so natürlich sie auch dem unbefangenen Auge erscheinen muß — die meisten von ihrer göttlichen Sendung überzeugte. Auch der König, welchem sie überdieß den Inhalt eines geheimen Gebets geoffenbart haben soll, welches er kurz zuvor zur h. Jungfrau abgeschickt, wankte in seinem Entschlusse, die Schwärmerin sogleich nach der Audienz wieder heimzusenden, und befahl, da seine Räthe, besonnen und bedachtsam, darauf drangen, die Wahnsinnige abzuweisen, einer Kommission von Bischöffen, das Mädchen näher zu prüfen. Johanna antwortete auf alle Fragen mit solcher

Besonnenheit und Geistesgegenwart, und behauptete ihre göttliche Sendung mit solcher Zuversicht, daß sie am Ende auch den kaltblütigsten unter ihren Richtern für sich gewann. Eine zweite Prüfung vor dem ganzen Parlamente zu Poitiers, welche drei volle Wochen dauerte, fiel eben so ehrenvoll für sie aus, so wie die schärfste Beobachtung, unter welche man sie setzte, niemals auf eine Spur von Wahnsinn in einer ihrer Reden oder Handlungen stieß und die Untersuchung ihrer Reinheit und Unschuld, als worauf, nach den Zeitbegriffen, alles ankam, das befriedigendste Resultat gab. Dennoch fiel der Schluß des Parlaments dahin, daß der König der Hülfe des Mädchens sich nicht bedienen sollte, weil er sonst vor der ganzen Welt lächerlich zu werden fürchten müßte.

Alle diese Schwierigkeiten und Hindernisse waren nicht vermögend, Johanna abzuschrecken, sie blieb standhaft bei der Behauptung ihrer himmlischen Sendung und die Menge derer, die an sie glaubten, mehrte sich mit jedem Tage; die belagerten Orleanser aber ermuthigten sich völlig wieder, fest darauf hoffend, daß ihnen in wenig Tagen Hülfe widerfahren würde. Was nun die kalte Ueberlegung als verwerflich

darstellte, das gebot am Ende die Noth und die gänzliche Hülflosigkeit des Königs; plötzlich bekam die begeisterte Johanna einen förmlichen Hofstaat, Offiziere und Stallmeister und den Oberbefehl über einen Kriegshaufen von 6000 Mann. In voller Rüstung, in der einen Hand ein geweihetes Schwert, in der andern eine Fahne mit dem Bilde der Himmelskönigin tragend, erschien nun die Heldin an der Spitze ihrer Schaar, die durch ihren Anblick zu einem unbezwinglichen Muthe sich emporgehoben fühlte. Ohne Aufhalt ging das kleine Heer auf die Belagerer los; Johanna jedoch sendete vor dem Angriffe einen Brief in das englische Lager, mit der Aufforderung, sich sogleich zu ergeben, und da diese, wie natürlich, mit verachtendem Hohne zurückgewiesen wurde, so zog sie mit ihrem Häuflein, umgeben von den beßten Feldherren ihres Königes und begleitet von allen Priestern der Stadt Blois, von welcher aus ihr Zug begonnen, gegen den Feind. Diesen ergreift bei der Annäherung des Mädchens ein panischer Schrecken, er wagt es nicht nur nicht, anzugreifen, sondern nimmt, als er von den Franzosen angegriffen wird, überall die Flucht; Johanna zieht mit einer Zufuhr von

Munition und Lebensmitteln in Orleans ein, vertreibt darauf in kühnen Ausfällen die Engländer aus ihren Verschanzungen und in Zeit von acht Tagen ist die Belagerung aufgehoben und Orleans befreit. Johanna, welche überall selbst anführte und — wiewohl es entschieden ist, daß sie keinen Gebrauch von ihrem Schwerte gemacht und kein Feindesblut vergossen hat — überall die größte persönliche Tapferkeit bewies, war die Retterin der Stadt und galt schon jetzt als die Retterin ihres hülflosen Vaterlandes. Der Muth der Franzosen war gehoben, sie erwarteten mit brennendem Eifer die Fortsetzung der Unternehmungen, in der zuversichtlichsten Ueberzeugung, daß sie die Engländer mit Gottes Hülfe aus dem Reiche vertreiben würde; diese dagegen waren von einer unbesiegbaren Furcht ergriffen, und zu allen Unternehmungen untüchtig. Vergebens erklärten ihre Anführer das Mädchen für eine Wahnsinnige, eine Betrügerin, vergebens nannten die Priester sie eine Hexe; eben dieses hatte die Köpfe der Menge eingenommen und die Meinung der Unwiderstehlichkeit der mit dem Teufel Verbündeten schlug allen ihren Muth und ihre Kraft darnieder.

Nach der Befreiung Orleans erklärte Johanna dem Könige, es sei nichts mehr für sie zu thun übrig, als ihn nach Rheims zur Krönung zu führen; doch vor diesem Gedanken erschrack Alles, denn nicht nur Rheims selber, sondern alle dazwischen liegenden Städte und alle Flüsse, welche man zu übersetzen hatte, waren von der Gegenparthei mehr oder weniger besetzt und verwacht und den Franzosen fehlte es durchaus an Geld; allein diese Hindernisse konnten sie so wenig abhalten, als die Unentschlossenheit und Zaghaftigkeit des Königs, der durchaus unfähig zu großen und entscheidenden Maßregeln, sich immer nur den Eindrücken des Augenblicks hingab. Mit derselben freudigen Entschlossenheit, mit welcher sie bisher gehandelt hatte, ging Johanna mit 11000 Mann auf die kleine, aber von den Engländern stark besetzte Stadt Jergeau an der Loire los; sie selbst ist beim Sturme die erste auf der Mauer und die Stadt wird genommen; die Engländer verlieren achthundert Mann. Eine Schlacht bei Patay, welche darauf die Engländer wagen, kostet sie ihren Feldherrn Talbot und viertausend Mann und den letzten Rest von Muth, den ihr Heer noch besessen hatte; selbst der

tapfere Fastolf ergrief hier, von einem geheimen Grauen befallen, die Flucht. Fast unaufgehalten zieht nun die Heldin vorwärts und der Schrecken geht vor ihr her. Die Stadt Auxerre wagt keinen Widerstand, sie unterwirft sich und liefert Lebensmittel und Schiffe. Doch vor Troyes scheint sich das Glück zu enden, gänzlicher Mangel an Lebensmitteln bringt in dem französischen Feldlager Mißmuth und Niedergeschlagenheit hervor; da unterbricht Johanna die ängstlichen, weitläufigen Berathschlagungen: „Gott will, spricht sie, daß jeder seine Schuldigkeit thue! und giebt Befehl zum Sturme auf die Stadt. Augenblicklich geht ein neuer Geist durch das entmuthigte Heer, der Sturm beginnt und der elende, ausgehungerte Haufe dringt mit kühnem Feuer in die Stadt, die sich alsbald ergiebt. Von allen Seiten ertönt nun das Lob des Mädchens, welches bescheiden erklärt, nur Gott allein gebühre die Ehre, nur er habe diesen wunderbaren Sieg gegeben. Karl, Zeuge alles dessen, was um seinetwillen und für ihn geschah, blieb noch immer zaghaft und vertrauungsschwach; vergebens brachte die Stadt Chalons von freien Stücken dem französischen Heere die Schlüssel entgegen;

vergebens besetzte dieses die Stadt Rheims selber; der König ist noch immer unentschlossen, ob er es wagen soll, dort einzuziehen und sich krönen zu lassen. Da ging ihm Johanna entgegen, verhieß ihm noch einmal mit der freudigsten Zuversicht den glücklichsten Erfolg aller seiner Unternehmungen und, unterstützt von den Großen, gelang es ihr, den Muth des Königs zu beleben und ihn zu dem feierlichen Einzuge in seine Krönungsstadt zu bewegen. Dieser geschah (7. Juli 1429) und Karl der Siebente sah sich nun durch die alsbald vorgenommene Krönung auf seinem Throne befestiget, der vor wenig Monaten ohne Rettung für ihn verloren schien.

Sobald die Krönung, bei welcher Johanna eine wichtige Rolle spielte, indem sie mit Fahne und Schwert dem Könige zur Seite stand, vorüber war, erklärte sie auch, ihre Sendung sei vollendet und erbat sich die Erlaubniß, sich nach Hause begeben zu dürfen. Allein man drang nun von allen Seiten in sie, zu bleiben und dem Könige ihren Beistand noch nicht zu entziehen, denn obschon viel geschehen war, so blieb doch noch mehr zu thun übrig, obschon ganz Frankreich Karln den Siebenten als rechtmäßi-

gen König anerkannte, so war doch Paris noch in den Händen der Feinde und mit Recht fürchtete man, daß der Muth der Engländer sogleich wieder wachsen und die Zuversicht der Franzosen abnehmen dürfte, sobald die Entfernung des Mädchens bekannt werden würde. Johanna ließ sich bereden und blieb — zu ihrem Verderben. Nicht mehr als oberste Anführerin, sondern in Reihe und Glied nahm sie Theil an allen fernern kriegerischen Unternehmungen. Bei dem unglücklichen Angriffe auf Paris, welches Bedfort mit aller Klugheit und Tapferkeit vertheidigte, ward sie durch einen Pfeilschuß in den Schenkel verwundet, doch bald wieder geheilt und hing darauf ihre Waffen in der Kirche St. Denys auf. Karl, der sich zur Erholung seines Heeres zurückzog, benützte die Waffenruhe zur Belohnung seiner Retterin, er erhob Johannen mit ihrer ganzen Familie in den Adelstand und gab ihr den Namen: Dulys und zum Wappen ein mit der Spitze aufwärts stehendes Schwert, welches eine Krone trägt und von zwei Lilien eingefaßt ist.

Indessen hatten sich die Engländer auch wieder erholt und verstärkt und ihre Parthei hatte aus der zu Paris erfolgten Krönung Heinrichs

des Sechsten neuen Muth geschöpft; sie drangen wieder vor und belagerten die Stadt Compiegne. Hier wendete das tückische Glück dem bisher unausgesetzt von ihm begünstigtem Mädchen, das sich in die belagerte Stadt geworfen hatte, auf einmal den Rücken. Bei einem kühnen Ausfalle kommt Johanna ins Gedränge, ihre Leute weichen, sie fällt vom Pferde und den Burgundern in die Hände (21 Mai 1430). Man erzählt nicht ohne Wahrscheinlichkeit, die französischen Offiziere hätten sie aus Neid und Eifersucht in der Gefahr vorsätzlich verlassen. Nie hat ein Kriegsvorfall einen stärkern Eindruck gemacht, als die Gefangennehmung des Mädchens; die Engländer jubelten laut und sangen: Herr Gott, Dich loben wir! in den Kirchen und ließen auf den Kanzeln danken, daß Gott die verruchte Zauberin endlich gestürzt und in ihre Hände gegeben habe; die Franzosen, durch Johannas Unfall gleichsam überzeugt, daß es nicht richtig mit ihr gewesen sei, schauderten ob der Gefahr, in welcher ihr Seelenheil durch die Verbindung mit ihr geschwebt hatte und nahmen keinen Theil mehr an ihrem Schicksale. Auf ein festes Schloß gebracht, hört die Gefangene, daß sie an die Engländer aus-

geliefert werden solle — der König Heinrich hatte 10,000 Livres für sie gegeben — da ergreift sie ihr Geist und sie springt von ihrem Thurme herab, um sich zu retten und noch ferner für ihr Vaterland zu leben; doch ihr Geschick führte sie wieder in die Gewalt ihrer Feinde, und sie wurde, gefährlich verwundet, den Engländern übergeben, welche sie scharf bewachten. Man brachte sie darauf nach Rouen und stellte, auf Betrieb ihrer eigenen Landsleute, durch die Inquisition ein förmliches Gericht über sie an. Niemand von ihrer Parthei erschien zu ihrer Vertheidigung, zu ihrem Beistande; was nicht vom Aberglauben verblendet war, war durch Neid und kleinliche Eifersucht über ihren Ruhm gegen sie eingenommen. Den König Karl bemühen sich zwar die französischen Geschichtschreiber zu entschuldigen, als dessen Macht gegen die des h. Gerichts nichts habe ausrichten können; allein der leichtsinnige und zaghafte Mann zeigte in keinem Stücke weder Muth noch Kraft und kann nie entschuldiget werden, daß er seine Wohlthäterin zu retten nicht wenigstens versucht hat. So ging denn ihr Prozeß seinen Gang, um sich zu endigen, wie es die Verblendung des einen und die

feindseligen Absichten des andern Theils ihrer Gegner voraussehen ließen. Hatte man vorher ihren Muth in ihren Thaten angestaunt, so mußte man nun denselben in ihren Leiden bewundern. Mit unerschütterlicher Festigkeit bestand sie darauf, daß ihr Unternehmen eine Folge göttlicher Eingebung gewesen, daß die h. Jungfrau persönlich ihr erschienen und der Erzengel Michael seit ihrem dreizehnten Jahre ihr beständiger Begleiter gewesen sei. Kein Spott, keine Drohung, selbst keine Marter konnten sie erschüttern; nur der Anblick des Scheiterhaufens, zu welchem man sie hinführte, schien ihren Muth zu brechen; sie unterwarf sich der Kirche und erklärte ihre Offenbarungen für Teufelswerk. Man verurtheilte sie zu ewigem Gefängnisse; allein da sie bald darauf ihre erzwungene Aussage zurücknahm, sprachen ihre Richter über die Zurückgefallene das Urtheil, lebendig verbrannt zu werden. Dieses furchtbare Urtheil wurde auch an ihr vollzogen (30ten Mai 1431); sie ging mit Standhaftigkeit zum Richtplatze und sagte, als man ihr die Ketzermütze aufsetzte, zu ihrem Begleiter: „Durch Gottes Gnade werde ich heute Abends im Paradiese seyn.“ Und aus den Flam-

men stieg ihr frommes Gebet, für ihre Henker, und viele Umstehende hörbar, gen Himmel, wohin sich ihr Geist aufschwang, als zu dem Vaterlande, in welchem er schon gelebt hatte, während er noch, in seinem Körper gekleidet, auf der Erde wandelte. Schon deutet das die Sage an, welche, als Johanna auf dem Scheiterhaufen ausgeathmet, eine weiße Taube aus ihrer Asche aufsteigen und gen Himmel fliegen lässet.

Ihr Tod hatte nicht die Wirkung, welche ihre Feinde erwarteten; die Macht der Engländer war gebrochen, sie mußten Frankreich seinem rechtmäßigen Könige überlassen, der durch seine Aussöhnung mit dem mächtigen Herzoge von Burgund ihnen überlegen geworden. Nur Calais blieb noch in ihren Händen, bis sie nach mehr als etwas hundert Jahren auch diese Stadt aufgeben mußten (1558).

Johanna's Prozeß, durch den sich Frankreich mit Schande bedeckt hat, wurde, auf erhobene Klage ihrer Verwandten, aufs Neue untersucht, der Erzbischof von Rheims und mehrere andere Bischöfe und ein Inquisitor sprachen (1456) ihre Unschuld öffentlich aus und ihr Andenken wurde nun durch Denkmale gefeiert; auf

dem Platze, wo sie starb, eine Kirche erbaut und ihr Bild darin aufgestellt. Auch in Orleans richtete man ihre Bildsäule in Bronze, auf der Loirebrücke auf, und beging ihr Andenken durch die jährliche Feier des Tags, an welchem die Belagerung war aufgehoben worden (8. Mai 1429). Wie aber ihre Zeitgenossen an ihrer Person, so versündigte sich Voltaire an ihrem Andenken durch sein Schandgedicht. Was deßhalb andere, ohne Glück, versuchten, Johanna's Andenken zu reinigen und ihren Ruhm zu verherrlichen, das hat unser Schiller zu seinem eigenen, unsterblichen Ruhme ausgeführt.

Im letzten Kriege gegen Napoleon haben einige deutsche Offiziere, die in Domremy einquartiert waren, auch dort ihr Gedächtniß aufgefrischt und Veranlassung gegeben, daß ihr ein neues Denkmal gesetzt wird, da ihr väterliches Haus, welches man noch zeigt, der Vernichtung stark entgegengehet.

7.

Maria Stuart,

oder:

Der Sieg der Arglist über den Leichtsinn *).

Die Familie, aus welche diese erst in der neuesten Zeit bekannter gewordene Frau abstammt, hatte seit undenklichen Zeiten in Schottland geherrscht. Den Namen Stuart führte sie daher, weil eine ihrer Prinzessinnen mit einem Grafen dieses Namens vermählt war. Maria war den 8. Dezember 1542 geboren; ihr Vater war König Jakob der Fünfte, ihre Mutter eine Guise, aus dem Hause Lothringen.

*) Mitgetheilt erhalten von einem Schotten.

E.

Diese, die nach dem frühen Tode ihres Gemahls großen Einfluß hatte, hintertrieb die Vermählung ihrer Tochter mit dem Kronerben von England, Eduard, und bewirkte, daß die damals sechsjährige Königin mit dem Dauphin von Frankreich, nachmaligem Könige Franz dem Zweiten, versprochen wurde. Um ihr nun eine, einer Königin von Frankreich angemessene Erziehung zu geben, sandte sie Marien nach Paris. Der Hof daselbst war zu der damaligen Zeit einer der gebildetsten, aber auch unstreitig einer der verderbtesten; und wenn nun die junge Königin Gelegenheit hatte, ihre natürlichen Anlagen auf das vollkommenste auszubilden, so nahm sie zugleich auch solche Grundsätze und Gewohnheiten an, welche in der Folge ihr beispielloses Unglück herbeiführten. Maria war ein höchstreizendes und liebenswürdiges Wesen, als sie (1558) mit dem Dauphin vermählt wurde, und es gelang ihr bald, den schwachen Gatten vollständig zu beherrschen, besonders da sie an ihren weltklugen Oheimen, dem Herzoge Franz und dem Kardinale Ludwig von Guise, die erfahrensten und klügsten Rathgeber hatte; allein ihr glänzendes Glück dauerte nicht lange, indem Franz der Zweite nach zwei Jah-

ren schon starb. Durch seinen Tod kam seine Mutter, die berüchtigte Maria von Medicis, als Regentin, wieder zu dem Ansehen, welches ihr nur durch die junge Königin war geschmälert worden und es läßt sich leicht denken, daß sie keine Gelegenheit versäumte, dieser ihre Rache fühlen zu lassen. Gekränkt bei so manchen Veranlassungen und von den Höflingen verlassen, welche sonst von ihrem Winke abgehangen, eilte Maria, sobald sie konnte, vom Hofe weg und begab sich nach Rheims. Allein auch in der Einsamkeit ließ man sie nicht ungekränkt, so daß die junge Wittwe den Entschluß faßte, in ihr Vaterland zurückzukehren. So natürlich dieser Entschluß war, da er ihr doch den Glanz eines Thrones wenigstens zum Theile wieder gab, so kostete er ihr doch einen harten Kampf und nur mit schweren Herzen und heißen Thränen schied sie von Frankreichs Küsten, ahnend die Leiden, denen sie nun entgegen ging.

Der erste Empfang von ihren Unterthanen, von der lautesten und unverstelltesten Freude begleitet, hätte Marien wohl ihren großen Verlust vergessen machen können; aber das arme Schottland vermochte keinen großen Aufwand

zu

zu machen und hier um so weniger, da die Ankunft der Königin ganz unerwartet war. Daher diente er blos dazu, um ihr die traurige Veränderung ihrer Lage desto fühlbarer zu machen. Dazu kamen gar bald Regierungssorgen und Erfahrungen, welche ihrem Herzen um so weher thaten, da sie solche bisher gar nicht geahnet, geschweige denn gekannt hatte. Schottlands Lage und Verfassung erheischte gerade damals einen Regenten, der Weisheit mit festem Muthe und männlicher Kraft vereinigte, indem seine Bewohner zum Theile Katholiken, zum Theile Protestanten, sich wechselsweise haßten und verfolgten und jede der beiden Partheien Alles aufbot, die andere zu unterdrücken. Maria war in dem Glauben der katholischen Kirche aufgewachsen und ihr Herz hing fest an demselben, als welcher ihre Sinnlichkeit zusagte, und die gerade um diese Zeit unterliegende und von den Protestanten mitunter gemißhandelte katholische Parthei hoffte von der Königin Schutz und Wiederherstellung ihres Uebergewichtes, wogegen die Protestanten, mit geheimen Unwillen gegen eine katholische Königin erfüllt, mißtrauisch jeden ihrer Schritte bewachten und ihr ihre Macht und ihren Einfluß bei allen Ge-

legenheiten sehr fühlbar machten. Ueberdieß waren Schottlands Verhältnisse mit seinem nächsten Nachbarn, England, so gespannt, daß schon dieser Umstand allein hinreichend gewesen wäre, die Tage einer lebenslustigen, zu ernsten und anstrengenden Regierungsgeschäften wenig geneigten Monarchin zu verbittern.

In England regierte Elisabeth, die Tochter Heinrichs des Achten und dessen zweiter Gattin, Anna Boley, deren Geburt von den Katholiken als unrechtmäßig in Anspruch genommen wurde, da ihr Vater, um seine geliebte Boley heirathen zu können, sich von seiner ersten Gemahlin, Katharina von Arragonien geschieden, und, weil der Papst Anstand nahm, die verlangte Trennung auszusprechen, sich von der päpstlichen Kirche getrennt hatte. Da nun Elisabeth Alles von den Katholiken zu fürchten hatte, so war sie nicht nur die eifrigste Protestantin, sondern auch die eifrigste Feindin aller Katholiken; insbesondere aber war die Königin von Schottland der Hauptgegenstand ihres geheimen Hasses, weil diese, als die rechtmäßige Erbin *) der englischen Krone, die geheime Hoff-

*) Mariens Großmutter, Margaretha von

nung aller in England befindlichen Katholiken war. Zwar waren Unterhandlungen zwischen den beiden königlichen Frauen gepflogen worden, welche eine Ausgleichung ihrer Ansprüche und deren Feststellung bezwecken sollten; allein man hatte von beiden Theilen zu viel Mißtrauen und geheime Hoffnungen, als daß man hätte mit Aufrichtigkeit zu Werke gehen können, die Unterhandlungen hatten daher nur dazu gedient, die Verhältnisse noch gespannter zu machen.

Zwar regierte Maria in den ersten Jahren ihres Aufenthaltes in Schottland ziemlich glücklich und ruhig, und dankte dieses besonders ihrem natürlichen Bruder, dem Prior von St. Andrews, nachmaligen Grafen von Murray, der, ein staatskluger und gewandter Mann, die mißlichen Verhältnisse des Reichs und seiner Beherrscherin mit eben so viel Klugheit und Festigkeit zu ordnen wußte. Nun aber verlangte das Volk, wie es die Umstände zu erheischen schienen, daß die Königin sich wieder vermählen sollte. Viele Partheieen boten sich an; doch ge-

---

Schottland, Gemahlin Königs Jakob des Vierten, war eine Schwester Heinrichs des Achten gewesen.

bot die Staatsklugheit, alle auswärtigen Verbindungen abzulehnen. Elisabeth, als ältere Verwandtin und nächste Nachbarin, konnte nicht umgangen werden, man mußte sie um Rath fragen. Doch diese klug genug, einzusehen, daß man nur um der Form willen sie befrage, zauderte lange mit einer entscheidenden Antwort und schlug, als sie endlich nicht mehr ausweichen konnte, den Grafen von Leicester, einen ihrer Unterthanen, zum Gemahl für Marien vor. Ganz natürlich fand sich diese durch einen solchen Vorschlag beleidiget und wurde nun desto aufmerksamer auf Elisabeth, deren geheimer Wunsch, daß die Königin von Schottland unvermählt und kinderlos bleiben sollte, sie nicht mehr verkennen konnte. Es war daher blos Staatsklugheit, daß Maria ihren Vetter Heinrich Stuart, Lord Darnley zu ihrem Gatten wählte; dieser hatte mit ihr gleichen Ursprung *); ihre Ansprüche auf die Krone von England verdoppelten sich daher durch diese Ver-

*) Heinrich Stuart, Lord Darnley, war der Sohn des Grafen Lennox, dessen Mutter Mariens Großmutter, Margaretha, war, welche nach Jakob des Vierten Tod, den Vater desselben geheirathet hatte.

bindung; es war dabei ein Zufall, daß dieser Darnley durch sein ausgezeichnet schönes Aeussere der Königin eine heftige Leidenschaft einflößte, aber ein für sie sehr unglücklicher Zufall und gewissermaßen die erste Quelle aller ihrer nachherigen Verirrungen und Verbrechen und ihres traurigen Schicksals. Darnley, ein Mann von heftigen Leidenschaften, ungebildet und von schwachem Verstande, aber stolz und von sich eingenommen, bemerkte kaum, wie viel er der Königin war, als er Alles um sich her verächtlich behandelte und selbst den Grafen Murray nicht schonte, der doch ein so großes Gewicht in Schottland hatte; kaum mit Marien vermählt und von dieser zum Könige von Schottland erklärt — eine Handlung, welche, da sie ohne Zustimmung der Großen vorgenommen wurde, Marien überall sehr nachtheilig wurde — fing er an, sich allen Genüssen und Ausschweifungen der Jugend hinzugeben und seine Gemahlin selber zu vernachläßigen. Maria sah den Fehlgriff, den sie gemacht hatte, wohl ein, sie war indessen nicht dazu geeignet, die Folgen desselben durch Klugheit und Mäßigung unschädlich zu machen, sie trug vielmehr durch eigene Unvorsichtigkeit selbst dazu bei, den Bruch zwischen ihr

und ihrem Gemahle unheilbar zu machen. Im Gefolge des piemontesischen Gesandten war, vor mehreren Jahren schon, ein junger Mensch nach Edinburgh gekommen und hatte sich durch sein musikalisches Talent Zutritt bei Hofe zu verschaffen gewußt. Die Figur, wie das Talent und das einschmeichelnde Wesen Rizzio's, gefielen der jungen Königin; in kurzem war er, in der Eigenschaft ihres Sekretärs, ihr vorzüglichster Günstling und die wichtigste Person am ganzen Hofe. Jedermann, der etwas am Hofe zu suchen hatte, wandte sich an ihn, und Alles ging durch ihn, was jener beschloß und ausführte. Natürlich erregte diese Auszeichnung des Fremdlings, der noch dazu von geringem Stande war, den Neid und den Haß der Großen Schottlands, welche ihn selbst in Gegenwart der Königin nicht selten verächtlich behandelten. Diese Unbilden vergalt Rizzio reichlich durch Wehthaten aller Art, und vermehrte auf diese Weise die Zahl seiner geheimen Feinde. Als der Plan mit Darnley angelegt und dieser zuerst an den Hof gezogen wurde, entspann sich anfänglich ein gewisses Einverständniß der beiden Günstlinge; doch bald nach der Vermählung verwandelte sich Darnleys Zuneigung zu Rizzio in die bitterste

Feindschaft. Da sich jener in seinen Wünschen nicht mäßigen mochte und die ungemessensten Forderungen an die Königin machte, welche diese, durch die Kronverhältnisse gebunden, nicht befriedigen konnte, warf er bald seinen Verdacht auf den Sekretär, als der die Ursache der Weigerung der Königin wäre. Die Feinde des Günstlings benützten diese Gelegenheit und fachten den Haß des Königs immer höher an, indem sie, durch Hinweisung auf die Vertraulichkeit der Königin mit demselben, seine Eifersucht erregten und ihn endlich zu dem Entschlusse brachten, ihn zu ermorden. Die Art und Weise, wie dieser ausgeführt wurde, ist ein starker Beleg zu der Rohheit des Zeitalters und des Mannes, der die Hauptrolle dabei spielte; als nemlich eines Abends Rizzio, nebst einigen andern Personen mit der Königin speiseten, trat plötzlich Darnley mit seinen Verschwornen in das Speisezimmer. Die entblößten Degen der Eintretenden verkündigten dem unglücklichen Günstlinge sein Schicksal; vergebens fiel er vor dem Stuhle seiner Gebieterin nieder und umfaßte ihre Kniee, vergebens flehte diese, die im fünften Monate schwanger war, selber mit heißen Thränen um das Leben desselben — man

riß ihn mit Gewalt in ein Nebenzimmer *) und ermordete ihn blutdürstig mit 56 Wunden. Diese Beleidigung grub sich unvertilgbar in das Herz der Königin ein; sie verstellte sich aber und getreu ihrem sogleich nach der gräßlichen That gesprochenen Worte: „Ich will nicht weinen, ich will nur auf Rache denken!“ näherte sie sich ihrem Gemahle unmittelbar nach der That, allein nur in der Absicht, durch ihn in Freiheit zu kommen, denn Rizzios Mörder hielten sie, um sich Straflosigkeit zu sichern, gefangen; als sie nun den schwachen Mann bethört und durch ihn aus ihrer Haft gebracht war, that sie sich weiter keinen Zwang an und ließ ihn gänzlich fallen. Darnley entfernte sich darauf vom Hofe und erschien sogar nicht bei der Taufe seines Sohnes, welche, nach den Gebräuchen der katholischen Kirche, mit großer Pracht vollzogen wurde.

Den ermordeten Rizzio, der nichts weiter als der Vertraute der Königin gewesen seyn soll, ersetzte bald ein gefährlicherer Günstling, ein Mann, der viel Verdienste um die Person

---

*) Nach andern brachte man ihn auf dem Platze um.

der jungen Königin hatte und sie jetzt geltend zu machen nicht versäumte, da ihm die Gelegenheit dazu so günstig war. Dieß war Jakob Hepburn, Graf von Bothwell, aus einer der ältesten, reichsten und mächtigsten Familien Schottlands. Obgleich Protestant, war er doch der Mutter Mariens anhänglich geblieben, als sich während ihrer Regentschaft beinahe ganz Schottland gegen sie aufgelehnt hatte. Er war am Ende, genöthigt sein Vaterland zu verlassen, nach Frankreich zu Marien gegangen. Als diese nach Schottland zurückkehrte, durfte er es jedoch noch nicht wagen, dahin zurückzukehren; erst, als Maria mit Darnley sich verbinden wollte, und die Großen des Reichs, selbst ihr Bruder Murray sich dagegen setzten, berief sie den treuen Bothwell zu ihrem Beistande nach Hause. Sie betrog sich in ihren Erwartungen nicht, Bothwell leistete ihr die wichtigsten Dienste und als sie am Ende in die Gefangenschaft der Mörder Rizzios gehalten wurde, war er das vorzüglichste Werkzeug zu ihrer Befreiung. Maria bewieß sich dankbar gegen so viele vorzügliche Dienste und erhob den Grafen von einer Ehrenstelle zu der andern.

Darnley wurde um diese Zeit zu Glasgow,

wohin er sich zurückgezogen hatte, von einer gefährlichen Krankheit befallen und die Königin besuchte ihn nicht nur, sondern gab durch Worte und Handlungen die innigste Theilnahme und den heftigsten Schmerz zu erkennen. Es war jedoch nur Verstellung, denn ihre eigenhändigen Briefe an ihren Gesandten in Frankreich und an Bothwell, die sie in diesen Tagen schrieb, zeugen von ihren Gefühlen gegen ihren Gemahl und von der Gewalt, welche Bothwell damals schon über ihr Herz erlangt hatte.

Maria beredete den König, sich in die Nähe von Edinburgh zu begeben, als wo sie seiner Pflege sich viel leichter und besser unterziehen könnte; Darnley willigte ein und ließ sich in ein einsam gelegenes Landhaus bringen, wo ihn die Königin täglich besuchte und sogar einige Nächte zubrachte. Einst verließ sie Abends um 11 Uhr das Landhaus, um einer Maskerade in der Stadt beizuwohnen und einige Stunden darauf flog das Haus, von Pulver gesprengt, mit allem, was darin war, in die Luft. Der schreckliche Schlag weckte die ganze Gegend, man eilte herbei und fand, nach langem Suchen, den Leichnam des unglücklichen Königs, nebst dem eines Bedienten, der mit ihm in ei-

nem Zimmer geschlafen hatte, in einem Garten außerhalb den Ringmauern der Stadt. Jedermann nannte Bothwelln als den Urheber dieser Gräuelthat; allein auch die Königin selber kann nicht von dem Verdachte gereiniget werden, den verschiedene Umstände auf sie wälzen, im Gegentheile vermehrte sie ihn durch ihre Vertraulichkeit mit dem Manne, den die allgemeine Meinung den Mörder ihres Gatten nannte. Der Graf von Lennox, Darnleys Vater, sprach diesen Verdacht laut aus und forderte die Königin auf, ein Gericht niederzusetzen zur Untersuchung der Sache. Maria konnte dieses Gesuch nicht abschlagen; allein man sah aus allen ihren Anstalten, daß es ihr kein Ernst war; das Gericht wurde berufen, der Tag angesetzt, Bothwell erschien in Edinburgh an der Spitze einer Anzahl Bewaffneter und die versammelten Pairs sprachen ihn los. Bald darauf wurde das Parlament aufgelöst, Bothwell versammelte die Großen des Reichs zu einem Gastmahle bei sich und wußte sie zum Theile zu schrecken, zum Theile zu gewinnen, so daß sie ihn noch einmal feierlich von aller Theilnahme an der Ermordung des Königs frei sprachen und der Königin schriftlich zum Gemahl vorschlugen.

Bothwell war zwar schon vermählt; allein seine Macht war so groß, daß er bei den beiden Gerichtshöfen, dem protestantischen, dem er, und dem katholischen, dem seine Frau untergeben war, in Zeit von 4 Tagen die Ehescheidung zu Wege brachte. Darauf vermählte sich die Königin mit ihm, drei Monate nach dem Tode ihres Gemahls.

Doch dieser Schritt empörte das ganze Volk, das nur auf eine Veranlassung wartete, um loszubrechen. Bald gab Bothwell selbst mehr als eine solche, durch übermüthigen Mißbrauch seiner Autorität gegen die Großen wie gegen die Geringen. Es kam daher zu einer förmlichen Empörung und es sammelte sich ein so großes Heer gegen das der Königin und dieses war so wenig von einem zuverläßigen Geiste beseelt, daß man es nicht auf eine Schlacht durfte ankommen lassen. Maria mußte daher Unterhandlungen anknüpfen und erhielt das Versprechen der Unterwerfung, wenn sie Bothwell von sich entfernen und künftig mit dem Rathe der Großen regieren wollte. In der Noth verpflichtete sie sich zu Allem, was man von ihr verlangte; Bothwell sagte ihr Lebewohl und Maria ergab sich ihren Großen. Diese behan-

delten sie sehr anständig; allein die gemeinen Soldaten äußerten ihren Unwillen und ihre Verachtung gegen sie ungescheut. Man führte sie, zu Fuße, unter zahllosen Schmähungen, nach Edinburgh, wo sie gleicher Unwille empfing und nur selten eine mitleidige Stimme gehört wurde. Die Entdeckung, welche bald darauf gemacht wurde, daß sie noch immer in geheimer Verbindung mit Bothwell lebte, entrüstete auch diejenigen unter ihren Gegnern, welche bisher noch zur Schonung gegen sie gerathen hatten; man brachte sie nach Lochlevin, einem festen Schlosse in einem Landsee gelegen, und drang darauf, daß sie zu Gunsten ihres Sohnes die Regierung niederlegen sollte. Was war zu thun? Maria willigte ein. Der einjährige Jakob wurde zum Könige von Schottland und sein Oheim, der Graf Murray, bis zu jener Volljährigkeit zum Regenten ernannt.

Indessen hatte und fand die Königin überall noch Anhänger, besonders unter ihren Glaubensgenossen. Da nun diese von der neuen Regentschaft mit Härte behandelt wurden, verbanden sie sich unter einander zur Befreiung der Königin, welche ihrerseits keine Mittel unversucht ließ, ihrem Gefängnisse zu entgehen. Durch

ihre Reize und Künste gewann sie das Herz eines jungen, achtzehnjährigen Menschen, Georg Druglas, ihres Hüters Bruder; dieser stahl jenem die Schlüssel zu Mariens Gewahrsam und führte sie auf einem Kahne über den See. Sie eilte nach Hamilton, sammelte einen Hofstaat um sich und ein Heer, nahm hierauf ihre Thronentsagung, als erzwungen, zurück und bereitete sich, ihre Würde mit dem Schwerte geltend zu machen. Doch Murray, die Gefahr erkennend, in welcher er schwebte, strengte alle Kräfte an und hatte in wenig Tagen ein Heer beisammen, welches dem der Königin überlegen war. Dieß zeigte sich in dem Treffen bei Longside, wo Maria völlig geschlagen und gezwungen wurde, eilig die Flucht zu suchen. In der Verwirrung, die durch die Furcht wieder in die Hände ihrer rebellischen Unterthanen zu fallen, immer unterhalten wurde, wählte sie das verkehrteste aller Mittel zu ihrer Sicherheit; sie traute den Versicherungen der Königin Elisabeth, welche sich während ihrer Gefangenschaft sehr theilnehmend für sie gestellt hatte und ging — nicht achtend die dringendsten und triftigsten Vorstellungen ihres Gefolges — nach England, wo sie ehrerbietig empfangen und nach Car-

lisle geleitet wurde. Elisabeth, heimlich hoch erfreut über diesen ihr so günstigen Entschluß, behielt fürs erste ihre Verstellung bei und sandte Marien ein Schreiben voll Theilnahme und freundlicher Versicherungen; aber sie stellte zugleich in ihren Abgesandten ein Paar Wächter auf, welche Marien auf das genaueste beobachten und ihre Entfernung aus dem Reiche durch jedes Mittel zu hindern den Auftrag hatten. Maria wünschte nun sehr, persönlich mit Elisabeth zusammen zu kommen, doch die beiden Abgeordneten gaben ihr zu verstehen, daß dieses nicht angehe, so lange sie von dem Verdachte, ihren Gatten ermordet zu haben, nicht gereiniget sei. Etwas unbedachtsam versetzte Marie, sie wolle sich gegen Elisabeth rechtfertigen; dieß war's, was man wollte, denn augenblicklich setzte diese eine Kommission nieder, zur Untersuchung der Sache. Diese kam, da Maria sich zu nichts bequemte, zu keinem Resultate, überzeugte vielmehr die Getäuschte von der Hinterlist ihrer vermeintlichen Beschützerin und als sie deßhalb Anstalt machte, sich ihrer Gewalt zu entziehen, brachte man sie einige Meilen tiefer ins Land nach Tewksbury und bewachte sie noch sorgfältiger.

Maria sah nun die Gefahr, in welche sie sich gestürzt hatte, und dachte auf Mittel, ihr zu entgehen. Unter ihren Untersuchungs-Kommissarien befand sich auch ein Herzog von Norfolk, einer der mächtigsten Großen Englands. Er war Wittwer und der Gedanke, König zu werden, bemächtigte sich seines ehrgeizigen Gemüthes, es wurden, da Maria sich bereit und geneigt erklärte, sich von Bothwell scheiden zu lassen, Heirathsunterhandlungen zwischen ihm und Maria angeknüpft. Allein die Sache wurde verrathen und Norfolk in den Tower gesetzt. Nach neun Monaten wieder entlassen, mußte er feierlich geloben, sich in keine Verbindung mit der Königin von Schottland einzulassen; da er nun nicht Wort hielt und einige Jahre hernach aufs neue einer mit ihr gepflogenen geheimen Korrespondenz überwiesen wurde, büßte er seinen Wortbruch mit dem Leben.

Der für Marien nachtheiligste Umstand war unstreitig der, daß die Spannung zwischen den Papisten und Protestanten in England um die Zeit ihrer Gefangenschaft gerade den höchsten Punkt erreicht hatte. Immerfort hofften daher die Katholiken, daß Mariens Geschick eine Wendung nehmen würde, die ihnen selber günstig

und

und vortheilhaft wäre und waren geneigt zu allen Plänen, welche dieß gewünschte Ziel herbeiführen könnten; auf der andern Seite aber waren Elisabeth und die protestantische Parthei höchst wachsam und vorsichtig und suchten jede ihnen gefährliche Bewegung im Keime zu ersticken.

So vergingen siebzehn Jahre in Hoffnung und Furcht und allen mit diesen verbundenen Leidenschaften, als die Bemühungen der Katholiken, Mariens Freiheit zu bewirken, die Entscheidung über ihr Schicksal, den Tod durch Henkershand, über sie herbeiführten. Ein Doktor, Parry, hatte, vom Papste und andern vornehmen Geistlichen dazu aufgemuntert, den Entwurf gemacht, Elisabeth zu ermorden; sein Vorhaben wurde entdeckt und mit dem Tode bestraft. Nun erschien sogleich ein Parlamentsgesetz, daß alle Verschwörungen gegen die Königin zu Gunsten von Personen, welche ein Recht auf die Krone ansprächen, durch eine von der Königin zu ernennende Kommission gerichtet, und diese Personen, so wie ihre Nachkommen, jedes Rechts an die Krone verlustig seyn sollten. — Dieses Gesetz, offenbar gegen die unglückliche Maria gerichtet, führte wirklich

ihren Untergang herbei. Ein Jahr darauf (1586) entstand eine neue Verschwörung gegen Elisabeth. Der Papst Pius der Fünfte hatte Elisabeth exkommunizirt und sogleich gab es fanatische Menschen genug, welche den Himmel zu verdienen hofften, wenn sie die Ketzerin vertilgten. Einer der vornehmsten Verschwornen war Anton Babington, ein junger Mann von Stande, von großem Vermögen und mancher liebenswürdigen Eigenschaft; er war in Frankreich mit dem Erzbischofe von Glasgow bekannt geworden und von diesem an Marien empfohlen. Die Verschwörung war zum Ausbruche reif, als alle Theilhaber — von einem falschen Bruder, Namens Polly, verrathen — ergriffen und schnell mit dem Tode bestraft wurden. Gegen Marien aber, obgleich sie nicht in das Komplott verwickelt war, gab es Veranlassung, mit aller Schärfe des Gesetzes zu verfahren. Man wußte das Volk zu überreden, daß sie Theil an der Verschwörung genommen habe, man bezog sich auf eigenhändige Briefe, die sie sollte geschrieben haben, man zog ihre beiden Sekretäre ein und brachte sie selber in ein festes Schloß, Fotheringhay, in Northamtonshire.

Elisabeth ernannte eine Kommission von 42 der angesehensten Männer des Reichs, vor welchen Maria, nach langer Weigerung, zweimal erschien und sich mit Würde und Mäßigung vertheidigte. Es ist entschieden, daß sie unschuldig an dem Komplotte war, allein der Prozeß wurde so künstlich geleitet, daß, nach geschlossener Untersuchung, das Parlament einstimmig das Todesurtheil über die Königin von Schottland aussprach. Alle Höfe von Europa erstaunten über ein solches Verfahren und mehrere verwendeten sich für Maria. Ihr Sohn wandte sich in einem eigenhändigen Schreiben an Elisabeth und gebrauchte Bitten und Drohungen, ja er rüstete sich zum Kriege; doch, obgleich Elisabeth ihm in einem mildem besänftigendem Tone antwortete, ohne Erfolg. Mariens Tod war beschlossen. Nur befand sich die Königin von England in Verlegenheit wegen der Ausführung — sie gab ihren treuesten Dienern mehr als einen Wink, welch' ein Dienst ihrer Gebieterin jetzt geleistet werden könnte; diese aber wollten sie nicht verstehen und es blieb ihr daher kein Mittel weiter übrig, als den Befehl zur Hinrichtung zu unterzeichnen. Sie übergab ihn dem Staatssekretär Davison mit den

Worten: „Geht und sagt Walsingham, was ich gethan habe, obgleich ich fürchte, daß er vor Kummer darüber sterben wird.“ Schnell wurden nun von dem geheimen Rathe die beiden Grafen Schrewsbury und Kent beauftragt, das Urtheil zu vollziehen und eben so schnell wurde es vollzogen. Maria, die mit Gelassenheit die Todesbotschaft angehört hatte, legte die Hand auf die Bibel und schwur, daß sie an Babingtons Verschwörung keinen Antheil gehabt. Sie bat, ihren Kaplan zu ihr zu lassen, aber dieser Trost wurde ihr abgeschlagen; so warf sie sich denn mit ihrer gesammten Dienerschaft, die der Schmerz aufzulösen schien, auf die Kniee nieder und betete zu Gott, daß er ihr Kraft verleihen wolle, das Ende ihrer Leiden würdig zu überstehen. Dann schrieb sie eigenhändig ihr Testament und verschiedene kurze Briefe an den König von Frankreich, an ihren Oheim Guise und theilte ihren Schmuck und ihre Kleider unter ihre Dienerschaft aus. Nachdem sie, wie gewöhnlich, zu Nacht gegessen hatte, legte sie sich nieder und schlief ruhig einige Stunden, war aber des Morgens sehr frühe wach und brachte mehrere Stunden in ihrem Kabinette

im Gebete zu. Am Ende reichte sie sich selber das heilige Abendmahl in einer geweiheten Hostie, welche ihr der Papst heimlich zugesandt hatte. Der Sherif kam um 8 Uhr und sie erhob sich sogleich unerschrocken und ruhig und folgte ihm zum Richtplatze. Sie war in Trauer, aber mit Pracht und Geschmack gekleidet, wie sie seit langem nicht mehr gewesen war; in der Hand hielt sie ein Cruzifix. Am Fuße der Treppe empfingen sie die beiden Grafen und waren Zeugen des Abschiedes, welcher ihrem Haushofmeister Melville von ihr zu nehmen vergönnt war. Diesem, der untröstlich weinte, sprach sie liebreich zu: „Weine nicht, guter Melville, sprach sie, du hast ja vielmehr Ursache dich zu freuen. Du sollst heute Maria Stuart von ihren Schmerzen befreit und ihrem langen Leiden ein solches Ende gemacht sehen, wie sie es längst erwartet hat. Sei Zeuge, daß ich standhaft in meiner Religion, fest in meiner Treue gegen Schottland und unverändert in meiner Zuneigung gegen Frankreich sterbe. Empfehle mich meinem Sohne und sage ihm, daß ich nichts seinem Reiche, sei-

ner Ehre oder seinen Rechten Nachtheiliges gethan habe. Gott vergebe allen denen, die ohne Ursache nach meinem Blute gedürstet haben!" Das Blutgerüste war in der Halle errichtet, in welcher sie war verhört worden; nur einige Stufen führten hinauf; Alles war mit schwarzem Tuche bedeckt. Ihr Haushofmeister und zwei Dienerinnen durften sie hinauf begleiten. Maria bestieg es mit Standhaftigkeit. Die Rede des Dechants von Peterborough hörte sie nicht an, sie sprach für sich ein Gebet, dann empfahl sie Gott den betrübten Zustand der Kirche, flehete um Wohlfahrt für ihren Sohn und um langes Leben und friedliche Regierung für Elisabeth, und, nachdem sie noch einmal ihre Unschuld an Babingtons Verschwörung betheuert hatte, erklärte sie, daß sie wegen ihren Sünden nur um Christi Willen Gnade hoffe, nahm dann Schleier und Halsbekleidung ab und legte ihr Haupt auf den Block. Es fiel erst auf den zweiten Streich und enthüllte im Fallen ihr durch Kummer und Sorge vor der Zeit ergrautes Haar.

So starb Maria Stuart, im 45sten Jahre ihres Lebens, wovon sie beinahe neunzehn

in Gefangenschaft zugebracht hatte. Alle Schriftsteller ihres Zeitalters stimmen darin ein, daß sie von Natur mit ausgezeichneter Schönheit und Anmuth ausgestattet, in Hinsicht auf das äussere Leben vollkommen ausgebildet war. Aber ihr Gemüth war verdorben durch ihre Erziehung; sie war nicht gewöhnt, irgend eine Weisung oder einen Widerspruch zu ertragen, nicht gewöhnt, sich irgend einen Wunsch zu versagen, nicht gewöhnt, sich in irgend einem Stücke zu beherrschen. Daraus entsprangen alle ihre Vergehungen und die Verbrechen, welche wir ihr Leben schänden sehen. Die lange Gefangenschaft gab ihr Zeit, über sich nachzudenken und es ist wahrscheinlich, daß sie mit aufrichtiger Reue und gebessertem Gemüthe gestorben sei. Die Vergleichung mit ihrer Feindin und Mörderin übrigens fällt nicht zu ihrem Nachtheile aus; sie hatte, von Leidenschaft getrieben, mit raschem jugendlichem Blute gesündiget, Elisabeth tödtete sie, schon weit im Alter vorgerückt, und trieb die Arglist und Verstellung, welche sie immer gegen Marien beobachtet hatte, noch nach ihrem Tode auf das Aeusserste. Sie stellte sich bei der Nachricht von dem vollzogenen Todesurtheile auf das heftigste überrascht. Seufzer, Thränen und Weh-

klagen sollten die Wahrhaftigkeit ihres Schmerzgefühls beurkunden und alles wurde angewandt, um die Welt zu überzeugen, daß die Hinrichtung ohne den Willen der Königin geschehen sei, der unschuldige Davison wurde das Opfer dieser Arglist, indem sie ihm Schuld gab, er habe das Urtheil, das sie in seine Hände niedergelegt, mit dem Befehle, es ohne ihre ausdrückliche Erlaubniß Niemanden mitzutheilen, dem Minister überbracht. Der arme Mann wurde seines Amtes entsetzt, zu einer Geldstrafe von 10.000 Pfund verurtheilt und zu gefänglicher Haft auf so lange, als der Königin beliebte. König Jakob von Schottland, dem man gleichfalls mit dem Mährchen von Davison beschwichtigen wollte, fand aber darin eine zu der empfangenen Beleidigung hinzugefügte Verhöhnung und konnte nur durch die Vorstellung, daß er gegen England nichts ausrichten, und sich um die Thronfolge bringen würde, von Feindseligkeiten gegen Elisabeth abgehalten werden. — Bothwell trieb sich nach seiner Entfernung einige Zeit in Schottland herum; endlich, da er nirgends mehr sicher war, ging er nach den Orkney-Inseln hinüber und warf sich, von Noth und Elend gedrängt, in eine Laufbahn,

die seine Schande vollendete. Er bewaffnete kleine Fahrzeuge und trieb Seeräuberei; nicht mit Glück, einige Lords verfolgten ihn, fanden seine kleine Flotte in einem Hafen und vernichteten sie; er selbst entkam mit einem einzigen Schiffe und gerieth an die norwegische Küste, wo er auf ein reichbeladenes Schiff stieß und solches zu nehmen versuchte. Allein er ward besiegt und gefangen, und schmachtete zehn Jahre lang in einem harten Gefängnisse, in welchem er endlich im Wahnsinn endete.

8.

Die Jagd der nordpolarischen Seethiere *).

Es wollte uns nicht glücken, eines Wallfisches ansichtig zu werden, und der Schiffer beschloß daher, die Nähe Grönlands zu benützen und auf Wallrosse auszugehen. Das Schiff legte in einer sichern Bucht vor Anker und die Jäger, denen ich mich aus Neugierde und Beschäftigungslust anschloß, begaben sich in kleinen Booten ans Land, wo wir verschiedene Hütten antrafen, von welchen man mir versicherte, daß sie von Wallroßfängern zum Behufe ihrer Jagd erbaut wären. An dem ersten schönen Tage, der nun eintrat, fuhren wir auf die Jagd aus,

*) Aus den 20er Jahren des 18ten Jahrhunderts.
E.

weil an solchen die Wallrosse haufenweise die See verlassen und auf dem Lande und Eise sich zu sonnen pflegen, wiewohl sie öfters auch aus andern Ursachen ans Land steigen, nemlich um ihre Jungen zu werfen, oder um sich vor den Seewanzen zu retten, welche ihnen sehr zusetzen. Es dauerte nicht lange, so entdeckte Einer von unsern Leuten auf einer vorspringenden Klippe eine Heerde von mehreren Hunderten dieser Thiere beisammen. Vorsichtig näherten wir uns von der Windseite, denn die Wallrosse haben einen so ausserordentlichen Geruch, daß sie den Menschen, der mit dem Winde auf sie zugehet, auf viele hundert Schritte wittern und in diesem Falle sogleich ins Wasser eilen; ich machte aber die Bemerkung, daß dieser Sinn bei ihnen auch der einzige seyn mag, der ihnen zur Warnung gegeben ist, denn die Thiere, auf welche wir losgingen, sahen und hörten uns ankommen, ohne sich weiter zu rühren, als daß sie die Köpfe etwas erhuben und uns mit ihren stieren Augen anglotzten. Erst als wir ans Land stiegen und auf sie losmarschirten, mochten sie unsere Absicht merken und sie erhuben sich, um ins Wasser zu gehen; allein wir hatten ihnen schon von allen Seiten den

Weg abgeschnitten und die ersten fielen, mit einem dumpfen Schreien, welches mehr dem Gebrülle eines Ochsen, als dem Wiehern eines Pferdes glich, unter unsern Piken. Dieser Lärm regte nun die andern alle auf und sie suchten, so eilfertig als sie konnten, über die bereits Gefallenen wegzukriechen; aber da aus den zuerst Getödteten eine Art Bollwerk um die noch Lebenden entstanden war, so konnten wir sie leicht tödten, ehe sie über dasselbe wegkamen. Es entgingen uns daher nur Wenige, welche wir nicht verfolgten, weil der Kampf mit diesen Thieren im Wasser zu gefährlich ist. Ein alter Harpunier hatte mir diesen schon geschildert. „Verfolgt man, sagte er, ein Wall-„roß, es sei nun verwundet oder nicht, ins „Wasser, so müssen die Jäger es mit Harpu-„nen zu erlegen suchen. Um diese nicht zu ver-„lieren, sind sie an lange Riemen befestiget. „Die Jäger treiben einen Pfahl in den Bo-„den und knüpfen das Ende des Riemens dar-„an, während das verwundete Thier mit der „Harpune in die Tiefe fährt und die Eisschol-„le, wenn seine Verfolger auf einer solchen „stehen, so lange fortzieht, bis es erschöpft ist, „worauf es auf das Eis gezogen und vollends

„getödtet wird. Daß hierbei mancher Jäger „zu Grunde gehet, ist natürlich. Noch gefähr„licher aber ist die Sache, wenn man das Thier „aus dem Boote angreift. Hier wird der ge„worfene Harpun an die vordere Spitze des „Fahrzeugs befestiget; diese wird dann gewöhn„lich von dem verwundeten Thiere, das sich „zuerst durch die Flucht zu retten sucht, so „tief in das Wasser gezogen, daß die Leute „sich sämtlich nach dem Hintertheile begeben „müssen. Oft, wenn nun das Wallroß ver„geblich versucht hat sich loszureißen, steigt es „auf die Oberfläche des Wassers herauf und „beginnt, unter furchtbarem Gebrülle und Zäh„neknirschen, einen wüthenden Kampf; es schlägt „seine Hauer in das Boot ein und zersplittert „es, oder es wirft sich mit einem gutabgemes„senen Sprunge in das Fahrzeug selber und „seinen Verfolgern bleibt keine andere Wahl, „als ins Wasser zu springen und sich so lange „an den Böten anzuhalten, bis ihnen andere „Wallroßfänger zu Hilfe kommen. Zuweilen „aber kommen dem Verwundeten andere Wall„rosse zu Hülfe und da sie ganz und gar keine „Furcht haben, wenn sie einmal gereizt sind, „so wird denn die Lage der sie Angreifenden

„sehr gefährlich. Um die Gefahren bei dieser „Art des Fanges möglichst zu mindern, wird „daher alle Vorsicht angewendet und genau be„stimmt, wie viel Leute in ein Fahrzeug kom„men und was ein Jeder für Geschäfte haben „soll. Gewöhnlich besteht eine solche Gesellschaft „aus einem Rheder, zwei Harpunieren, zwei „Tonnenleuten, einem Steuermanne und zwei „oder vier Ruderern."

Mir leuchtete die Nothwendigkeit, vorsichtig zu seyn bei diesem Kampfe, sehr ein, da ich die Ungeheuer betrachtete, die wir, im Grunde so leichtfertig, angegriffen und getödtet hatten; die meisten waren von der Größe eines tüchtigen Ochsen, viele noch größer, wenigstens viel länger und manche über 16 Fuß lang, und ihr Gebiß so scharf und ihre beiden Hauer so gewaltig, daß ich leicht begrief, wie gefährlich ein solches Thier in seinem Elemente seyn muß. Nachdem die Metzelei vorbei war, ging es ans Zerlegen der Beute. Die Häute der Thiere wurden unter freiem Himmel auf Stangen aufgehängt, bis sie steif waren, dann auf das Schiff gebracht; der Speck ausgesotten und der gewonnene Thran in die dazu vorhandenen Tonnen aufgenommen; die Hauer und die großen Zähne

ausgebrochen, getrocknet und aufbewahrt. Ich bewunderte die Weiße, Dichtigkeit und Schwere der Hauer, von denen manche über zwei Fuß lang waren und an der Wurzel 8 Zoll im Umfange hatten, und die Barthaare, die an dem verhältnißmäßig kleinen Kopfe sitzen und oft dicker sind, als ein starker Strohhalm. — Nachdem wir dieses Geschäfte eine Zeitlang getrieben hatten, trat ungünstige Witterung ein, wir mußten unser Schiff suchen und brachten mehrere Wochen, zwar in Sicherheit, aber ohne Geschäfte und ohne Nutzen zu. In diesen Tagen unterhielt ich mich viel mit dem alten Harpunier, von welchem ich schon geredet habe. Er war ein Russe von Geburt und weit auf der See, besonders in den nördlichen Meeren, herumgekommen und seine Erzählungen und Schilderungen waren mir eben so lehrreich als angenehm.

„Der Seehundsfang, sagte er, hat nicht „viel Angenehmes, man nimmt einen tüchtigen „Knittel und schlägt die Thiere, die eben so „in ungeheuern Schwärmen an der Sonne „hocken, vor die Nase und so können leicht „mehrere Tausende in einem Tage getödtet „werden; aber interessanter ist die Seebärenjagd, welcher ich in den Meeren um

„Kamtschatka, und den kurikischen und aleuti„schen Inseln häufig beigewohnt habe. Bei die„ser hat man schon wieder alle Vorsicht nöthig, „denn die Seebären wehren sich wie Rasende. „Wir schlugen einmal einem das Gehirn ent„zwei, daß es über den Schädel herausfloß „und er wehrte sich noch und biß einem armen „Teufel von Kamtschadalen, der ihm unüber„legt zu nahe kam, den Oberarm mit einem „Bisse entzwei. Diese Kauze haben viel Son„derbares und Eigenthümliches. Sie leben in „Familien zusammen und wenn man auch, wie „bei den Seehunden und Wallrossen, oft viele „Tausende beisammen sieht, so sind sie doch alle „in Familien eingetheilt, die genau zusammen„halten. Der männliche Seebär hat viele Wei„ber, mancher zehn und mehr, die er alle mit „großer Zärtlichkeit liebt und mit eben so gros„ser Eifersucht bewacht; aber auch mit Will„kühr und Gewaltthätigkeit beherrscht. Ver„liert ein Weibchen ein Junges, als worüber „jenes bittere Thränen vergießt, so wird es „von dem gestrengen Herrn bei den Ohren ge„nommen, geschüttelt, wider einen Felsen ge„stoßen und auf andere Weise gezüchtiget, bis „endlich sein Grimm sich legt und das Gefühl

seines

„seines Verlustes ihn zu eben so heißen Thrä-
„nen bringt, wie die zärtliche Mutter. Diese
„hat eben so viel Sorgfalt für ihre Kinder,
„als Liebe zu ihnen; sie sucht sie durch allerlei
„Spiele zu unterhalten und beide Eltern sehen
„mit großer Aufmerksamkeit zu, wenn ihre Er-
„zeugten sich balgen, ja sie balgen sich selber
„mit ihnen und liebkosen die Kampflustigen und
„Tapfern, während sie die Feigen und Trägen
„vernachläßigen. Gewöhnlich leben die See-
„bären im Frieden unter einander; oft aber
„entstehet, und zwar gewöhnlich aus Eifersucht,
„ein Streit unter zwei Männern, an welchem
„sogleich andere Theil nehmen, so daß am Ende
„ein weitläuftiges Gefecht von werstenweit ver-
„breiteten Heeren daraus entstehet, welches
„nicht selten höchst blutig ausfällt. Bei diesen
„Kämpfen lassen sie das Brummen von sich
„hören, das ihnen, neben der Bildung ihres
„Kopfes, den Namen der Bären gegeben hat.
„Die Sieger kündigen ihren Ruhm durch einen
„eigenen Ton an, der fast dem Zirpen einer
„Grille gleicht; die Besiegten hingegen knurren
„und miauen, wie die Katzen. Man sagt, die
„Seebären nehmen, wie die Seehunde, von
„welchen es gewiß ist, alljährlich regelmäßige

„große Züge, unter besondern Anführern, vor,
„und kämen erst im Sommer wieder an die
„vorige Stelle. Ihr Fleisch ist nicht sonderlich
„von Geschmack, auch tödtet man sie nicht
„darum, sondern hauptsächlich um ihren Fellen
„willen, die, wie die Seehundsfelle, zum Ue-
„berziehen der Koffer dienen. Aber die Felle
„der Jungen, die getödteten Müttern aus dem
„Leibe geschnitten werden, haben, hauptsächlich
„in Siberien, einen großen Werth, indem
„man sie zusammensetzet und Pelzkleidungen
„davon macht.“

„Noch gefährlicher ist die Seelöwenjagd,
„die so viel Muth und Geschick voraussetzt, daß
„ein Kamtschadale, der einigemale glücklich auf
„derselben gewesen ist, für einen Helden gilt
„und die übrige Zeit seines Lebens in einem
„besondern Ansehen bei seinen Nachbaren ste-
„het. Dafür ist aber auch der Seelöwe noch
„einmal so groß, als der Seebär und, beson-
„ders der zottige, von einem höchstfurchtba-
„ren Ansehen. Dabei ist er jedoch von Natur
„schüchtern und fliehet vor einem einzigen Men-
„schen ins Wasser; wird er aber angegriffen,
„so vertheidiget er sich mit unglaublichem Mu-
„the und brummt dabei so gräßlich, daß man

„für sein Trommelfell zu sorgen hat. Man
„sucht ihn daher schlafend zu überraschen, wel-
„ches oft gelingt, da dieses Thier sehr fest
„schläft und, wie man sagt, wochen- ja mona-
„telang in Einem weg. Der Jäger, der ihn
„in diesem Zustande angreift, nähert sich ihm
„gegen den Wind und bohrt ihm seinen Harpun
„in die Vorderfüße ein, indessen seine Gehilfen
„den Riemen des Harpuns an einem in der
„Erde befestigten Pfahl anbinden. Worauf,
„da das Thier sich nicht leicht mehr losmachen
„kann, die Verwegenen mit Keulen auf dasselbe
„losgehen, die minder Kühnen aber sich begnü-
„gen, es aus der Ferne zu erlegen. Auch mit
„vergifteten Pfeilen wird es von einigen ange-
„schossen und da die dadurch erhaltenen Wun-
„den durch das Seewasser nur noch schmerzhaf-
„ter werden, so ist es bald gezwungen, sich
„wieder auf das Trockene zu begeben, wo es
„denn, wenn es ermattet ist, vollends getöd-
„tet wird. Die Seelöwen leben unter sich eben
„so, wie die Seebären; sie haben meist Frie-
„den, gerathen aber leicht in Streit mit ein-
„ander und man hat Beispiele, daß zwei, die
„an einander gerathen waren, ihren Kampf
„mehrere Tage lang fortsetzten, bis endlich der

„Eine völlig erlag, ohne daß jedoch ein ande=
„rer sich darein gemischt hätte; man hat aber
„auch Beispiele, daß aus einzelnen Streitigkei=
„ten ein Krieg aller gegen alle geworden ist.
„Insbesondere sollen sie sich oft in die Streit=
„händel der Seebären mischen und dabei ge=
„wöhnlich der schwächern Parthei zu Hilfe kom=
„men.“

Ich hatte späterhin Gelegenheit, auch den glatten Seelöwen, der in den südlichen Theilen des stillen Weltmeeres lebt, zu sehen, und fand an diesem das Meiste bestätiget, was mir mein Russe von dem zottigen erzählt hatte; ich fand, daß man auch hier, wie in den nördlichen Meeren, dieses Thier um seines Fleisches willen jagt, als welches sehr wohlschmeckend ist, während sein Fett und seine Barthaare in verschiedener Hinsicht brauchbar sind. Von der arglosen Friedfertigkeit dieser Thiere erzählte einst in Chili ein Reisender den auffallenden Beleg, daß er bei einem Schiffbruche sechs Tage unter einem großen Haufen derselben zugebracht habe. Sie hätten sich zutraulich neben ihn gelegt und ihm gleichsam freundlich zugesehen, wie er mit ihren Jungen gespielt habe.

Doch, ich kehre jetzt zu meinem Russen zurück.

„Einmal, erzählte er mir, hatte ich Gele„genheit, der Jagd eines Manati *) beizu„wohnen. Es war an der Mündung eines „Flusses, in einer sumpfigen und sandigen Ge„gend, eine große Heerde dieser Kolossen ver„sammelt. Die Tschuktschen, unter denen „ich mich befand, ruderten mit der äußersten „Behutsamkeit auf die Heerde zu; der Harpu„nier ersah sich das größte und stärkste Thier „derselben und warf ihn mit eben so viel Kraft, „als Geschicklichkeit, den Hakenspies in den „Leib. Das Tau, woran dieser befestiget war, „war im Fahrzeuge angemacht und wir zogen „nun, unser dreißig Mann, aus Leibeskräften, „um den Gefangenen zu uns heranzubringen; „allein das war nicht so leicht, denn er selber „sträubte sich mit Anstrengung aller seiner Kräf„te, einige seiner Gesellschafter legten sich über „das Seil, um es zu zerreissen, andere schlu„gen mit ihren Schwänzen an den Harpun, „um ihn aus dem Leibe des Verwundeten zu „schnellen, ja einige gingen auf unser Boot „los und konnten nur mit Mühe abgetrieben

*) Dem Wallrosse verwandt, auch Seeaffe und insgemein Seekuh geheißen.

„werden. Endlich glückte es uns, das Ange-
„schossene heranzuziehen und mittelst vieler Lan-
„zenstiche vollends zu tödten. So lange es
„noch einige Kraft hatte, schlug es mit seinem
„Schwanze und mit seinen Vorderfüßen ent-
„setzlich um sich her, ohne jedoch einen Laut
„von sich zu geben, endlich aber, als es sich
„verblutet hatte, stieß es einen hohlen, tiefen
„Seufzer aus und damit verschied es. Wir
„aßen von dem Fleische und ich fand es, ob-
„gleich an Fasern viel gröber, dem Rindfleische
„sehr ähnlich. Unter der Haut hatte es eine
„Hand hoch Fett über den ganzen Körper,
„weiß von Farbe und flüssig; dieses gab, nach-
„dem es ausgelassen war, eine Art von But-
„ter, die wie Mandelöl schmeckte. Das Fleisch
„der Jungen soll dem Kalbfleische sehr ähnlich
„schmecken und das Fett seines Schwanzes ein
„wahrer Leckerbissen seyn. Das von uns er-
„legte Thier mochte wohl seine 200 Pud *)
„wägen und seine Haut gab den Ueberzug zu
„einem ziemlich geräumigen Kahne. Von der
„Lebensart dieser Thiere erzählt man: Es

*) Ein russisches Gewicht — gegen 40 Pfund des Unsrigen.

„lebe ein Paar in großer, ehelicher Treue und „Anhänglichkeit zusammen und selten hätten sie „mehr als zwei Junge, die sie sehr zärtlich lieb„ten. Es habe sich ereignet, daß das Weib „eines Manati getödtet worden sei und der „Mann habe den Leichnam nicht verlassen wol„len, ob man ihn gleich mit Keulenschlägen „heftig zugesetzt, ja er sei noch am dritten Ta„ge zu seiner todten Lebensgefährtin zurückge„kehrt. Die Freßlust der Thiere sei ungeheuer „und es habe deßhalb fast beständig den Kopf „unter dem Wasser, daher es auch so leicht „sei, eine Heerde zu überraschen. Seine Nah„rung, Seekräuter und besonders Seetang, „den es sehr liebt, kratzt es mit seinen Vor„derfüßen ab, welche dazu ganz besonders ein„gerichtet seien. Uebrigens sei es so friedlich, „daß einzelne, unbewaffnete Menschen ohne „alle Gefahr eine Heerde sich nähern und die „Thiere streicheln, ja wohl schlagen dürften; „jung gefangen aber werde es so zahm, daß „es Kinder mit sich spielen lasse.“

„Die freudigste Jagd, fuhr der Russe mit „erhöheter Stimme und glänzenden Augen „fort, war mir die der Seeotter. Dieses „Thier, dessen Fell wegen seiner glänzenden

„Schönheit so sehr geschätzt wird, ist hinsichtlich „seiner Sitten und Lebensweise das kurzweiligste unter allen, von denen hier die Rede „ist. Die See- oder Meerotter liegen am „liebsten Familienweise beisammen. Das Männchen liebkoset dem Weibchen mit seinen Vorderpfoten, dieses bedient sich der seinigen, „um die Zudringlichkeiten des liebhaberischen „Gemahls mit Sprödigkeit abzuweisen, dafür „aber seine Jungen auf die mannichfaltigste „Weise zu hätscheln. Seine Liebe zu diesen „ist so groß, daß es nicht nur das Aeusserste „für ihre Rettung versucht, sondern sich in „vielen Fällen eigentlich zu Tode grämt, wenn „sie ihm entrissen werden. Auf der Flucht „nimmt es das Kleinste ins Maul und treibt „die Größern vor sich her. Wird eine Seeotter eingeholt und kann nicht mehr entrinnen, „so macht sie sich sogleich zum Sterben bereit, „indem sie sich — freilich unter Wehklagen, „welches wie das Zischen und Knurren einer „erbitterten Katze lautet — auf die Seite legt, „die Füße einzieht und sich so todtschlagen läs„set. Entgehen sie aber ihren Verfolgern, so „verspotten sie diese, sobald sie in Sicherheit „in See sind; sie stellen sich senkrecht ins Was-

„ser und tanzen so herum; sie halten die eine „Vorderpfote über die Augen und sehen sich so, „mit einem gewissen Ausdrucke der Verachtung, „nach dem Jäger um; dann legen sie sich auf „den Rücken und streicheln sich den Bauch, „gleichsam als wollten sie sagen: Wie froh „bin ich, daß ich noch da bin! Die Kurilen „gehen im Frühjahre in ihren Baidaren *) zehn „und mehr Werste weit in die See auf den „Fang der Ottern; erblicken sie ein solches „Thier, so schießen sie es mit ihren Pfeilen, „und da es nicht lange unter dem Wasser blei„ben kann, so haben sie Gelegenheit genug, „ihren Schuß so oft zu wiederholen, bis es „erlegt ist, oder sie erstechen das Erschöpfte „mit ihren Lanzen. Zuweilen fangen sie die „Otter in Stellnetzen. Gerathen nun mehrere „zugleich in ein solches, so pflegen sie sich aus „Verzweiflung gewöhnlich selber zu zerfleischen. „Am ergiebigsten, aber auch am gefährlichsten „ist die Jagd der Meerotter auf dem Treib„eise, wo sie blos mit Keulen geschlagen wer„den. Die Jäger laufen und springen auf den „treibenden Eisschollen fort und werden mit

*) Kähne von Leder und Holz.

„diesen bald in die Höhe gehoben, bald in den „Abgrund versenkt. Ein jeder hat ein Messer „bei sich, eine Schneestange in der Hand und „Schneeschuhe an den Füßen; diese, wie jene, „sind mit Haken versehen, um sich am Eise an„halten zu können. Da die Haut der Otter „sogleich abgezogen werden muß, so verrichten „die Jäger auch dieses Geschäft auf den trei„benden Eisschollen, auf welchen sie zuweilen „so weit fortlaufen, daß sie das Ufer ganz aus „dem Gesichte verlieren; öfters werden sie frei„lich auch gegen ihren Willen fortgerissen und „gerathen in Lebensgefahr, so daß sie ihre „Beute und ihre Waffen wegwerfen müssen, „um sich mit Schwimmen zu retten, oder sich „von ihren treuen Hunden, die ihre steten „Begleiter sind, ans Land ziehen zu lassen. „Solche Unglücksfälle begegnen ihnen hauptsäch„lich, wenn der Wind während der Jagd sich „umsetzt, denn so gescheit sind sie, daß sie diese „nur beginnen, wenn er günstig, d. h. von „der See her wehet. Unter allen lohnt sich „diese Jagd am meisten, denn die Ottern sind „nicht selten *), und ein gutes Fell gilt schon

*) So war es, als Herr Ehrend diese Nachrich-

„an Ort und Stelle gegen 20 Rubel, in Sibirien 30 bis 50 und an der Grenze von „China, wohin sie hauptsächlich gehen, gegen „hundert Rubel.“

„Die Unterhaltung über diese Thiere machte mir sehr viel Vergnügen. Welche wunderbare Mischung von Unvollkommenheit in „Ansehung ihres äußern Baues und der Anlagen des so räthselhaften Wesens, das auch ihren Körper belebt, der Seele! Sie verbinden die Säugethiere mit den Fischen, diesen „meist formlosen, kalten, stummen Geschöpfen „und stehen an Empfindung und Gefühl dem „Menschen so nahe! Klugheit, Theilnahme, „Ueberlegung in der die höchste Dummheit und „Indolenz anzeigenden Form; Friedfertigkeit „und Arglosigkeit neben einer nur durch äußere „Veranlassung aufzuregenden, unbezwingbaren „Wuth und Todesverachtung; Eis und Schnee „zum ewigen Aufenthalte und ein glühender „Liebestrieb, wie bei den wohllüstigsten Asia-

---

ten niederschrieb. Seitdem hat auch diese Thiergattung — Dank sei es den unermüdeten Jagden! — stark abgenommen und hat sich aus den bewohnten Gegenden noch weiter gegen Norden zurückgezogen.

„ten, und dabei doch eheliche Treue und heiße
„Zärtlichkeit; Plumpheit und Unbeholfenheit
„und Minnetändeleien, wie sie nur bei den
„Menschen allein angetroffen werden! Wenn
„mir das Alles eine gewisse Zuneigung und
„Vorliebe für diese Thiere einflößte, so gab
„es mir zugleich ein Gefühl der Demüthigung,
„das ich nimmermehr verwinden kann. Ich
„hatte in der Folge Gelegenheit, diese Thiere
„sämtlich kennen zu lernen, und bedauerte es
„immer sehr, daß ich nicht die nöthigen Vor-
„kenntnisse besaß, um ihre Natur und ihre Le-
„bensweise genauer zu erforschen und die Räth-
„sel lösen zu helfen, welche sie uns darbie-
„ten."

Ich mochte, als nun die Witterung wieder günstiger wurde, die neuangehenden Wallroßjagden nicht mehr mitmachen und war froh, als ich hörte, daß wir vielleicht in zehn bis zwölf Tagen unsere Tonnen und Räume vollends gefüllt haben und im Stande seyn würden, nach Hause zu segeln, als eines Tages die Nachricht erscholl, daß sich zwei Wallfische auf der Höhe sehen ließen. Alsbald fiel der Signalschuß vom Schiffe und alle Boote eilten herbei, um auf der Stelle wieder auszu-

laufen und wenigstens einen dieser Bursche zu erhaschen. Voll Begierde, diesen merkwürdigen Fang mit anzusehen, begab ich mich in die erste Schaluppe. Nachdem wir etwa eine halbe Stunde in See waren, stieß mich ein Matrose an und ich sah in der Entfernung von einigen Büchsenschüssen zwei Fußdicke Wassersäulen neben einander über der Oberfläche des Meeres, vielleicht 30 Fuß hoch, emporsteigen und vernahm nun deutlicher ein dumpfes Brausen und Blasen. Jetzt ward Stille geboten, der Harpunier stellte sich auf seinem Posten und die Ruderer thaten ihr Möglichstes. Plötzlich schwang der Harpunier seine Waffe und warf sie dem nur so eben mit der obersten Fläche seines Leibes sichtbaren Thiere in die Seite. Da versiegten die Springbrunnen, das Wasser an dem Orte, wo der Fisch stand, gerieth in eine kreisende, kochende Bewegung, dann öffnete sich ein Schlund und mit unbegreiflicher Geschwindigkeit rollte das Tau, woran der Harpun befestigt war, über die Kurbel; es fing an zu rauchen und zwei Matrosen gossen unausgesetzt Wasser auf dasselbe, um seine Entzündung zu verhindern; die Schaluppe wurde bald hiehin, bald dahin gezogen und sorgfältig und aufmerksam

ruderten wir dem Zuge nach. Bald darauf erschien das Thier wieder auf der Oberfläche und blutig sprang das Wasser aus seinen beiden Bläsern; unter einem Jubelgeschrei der Schiffleute empfängt es jetzt den zweiten Harpun aus einer andern Schaluppe und das vorige Spiel wiederholte sich. So ging es drei oder viermal, als der Fisch, schon ermattet, länger als gewöhnlich auf der Wasserfläche verweilte und nun mit langen Lanzen vollends erstochen wurde. Dabei hatten wir den Schrecken, daß das Ungethüm mit einem Schlage seines Schwanzes eine Schaluppe traf und umschmiß. Doch ging keiner von den darin befindlichen Leuten verloren und selbst das Fahrzeug wurde wieder flott. Den Getödteten schleppten wir nun an das Schiff, an welches er mit langen Tauen befestiget ward. Dann bestiegen ihn die Speckschneider, in großen Stiefeln, mit Stacheln beschlagen, und schnitten ihm den Speck aus, der ans Land gefahren und dort zu Thran ausgesotten wurde. Aus diesem Fische, der etwa neunzig Fuß lang war, schnitten wir so viel Speck, daß gegen einhundert Quartelen *) Thran heraus-

*) Eine Quartele ist 60 Gallonen, oder 140 Maße.

kamen; die Barten, welche wir herausbrachen, wurden auf tausend Pfund Fischbein geschätzt. Da nun unser Schiff hinlänglich beladen war, so ließ der Schiffer die Kinnbackenknochen des Thiers gar nicht herausbrechen, ob sie schon gewöhnlich, der Seltenheit wegen, oder, um anstatt der Pfähle zu dienen, mitgenommen werden. Das Fleisch verblieb den Eisbären, Haien und andern dergleichen Liebhabern. Mein Russe erzählte mir, daß die Tschuktschen den Wallfisch fast auf dieselbe Weise fangen; der einzige Unterschied bestehe darin, daß sie den halbtodten Fisch an das Land jagten, auf welches er sich dann in der Todesangst stürze, um ihn desto bequemer aus einander nehmen zu können. Sie benützten jedoch weiter nichts davon als das Fett. Andere Nationen des östlichen Weltmeeres, wie die Kamtschadalen selber, welche, mit unerhörter Verwegenheit, dem lebendigen Thiere die Blasenlöcher verstopften, und ihm so, durch Erstickung, den Tod geben, äßen das Fleisch und machten aus der Haut Leder zu Riemen und Schuhsohlen, die unzerreißbar wären; mit dem Fischbeine und den Backenknochen fügten sie ihre Kähne zusammen, machten Fuchsfallen, Wassereimer und andere Ge-

fäße daraus, auch Schlittenläufe, Messerhefte und Ringe zu ihren Hundegeschirren; die Sehnen nahmen sie zu Bindfaden und Stricken und die Rückenwirbelknochen dienten zu Mörsern.

Während des Zerwirkens hatte ich Zeit, das Ungeheuer näher zu besehen. Ich fand, daß der Kopf fast genau den dritten Theil des Körpers ausmachte und daß die Augen desselben nicht größer waren, als Ochsen-Augen zu seyn pflegen; ich staunte über den unermeßlichen Rachen, in welchen acht Menschen mit einem Kahne hineinfuhren und zugleich darin arbeiteten, und der sich in eine Kehle von höchstens zehen Zoll endigte. Ich sah den ungeheuern Fettklumpen, der, festliegend auf dem Unterkiefer, die Zunge seyn soll und wenigstens 2000 Pfunde schwer war; ich betrachtete mit Aufmerksamkeit die beiden auf dem Hinterkopfe befindlichen Blaselöcher, jedes etwa einen Fuß im Durchmesser haltend, welche inwendig eine Klappe haben, so daß das Thier sie willkührlich verschließen kann, und bedauerte, daß mir nicht ein Anatom zur Hand war, der mir die innere Einrichtung näher hätte darlegen können. Ein höchst reizendes Schauspiel sei es, bemerkte mein Russe, wenn, wie es zuweilen geschehe, eine

Menge

Menge von Wallfischen beisammen sich befänden. Nicht ganz unglücklich habe einmal ein Franzose denselben mit einer entfernten Stadt mit rauchenden Schornsteinen verglichen. Daß das Aussprützen des Wassers dem Thiere zum Athemholen, also zum Leben diene, ist unstreitig, obgleich die gemeine Vorstellung der Seeleute die ist, daß der Wallfisch spiele, wenn er seine Springbrunnen steigen lässet. Wie sollte der weise Schöpfer so künstliche Werkzeuge blos zu einem unnützen Spiele dem Thiere verliehen haben! Es entging mir nicht, daß die Floßfedern an der Brust, von zehn Fuß Länge und eben so viel Breite, wie die Menschenhand, in fünf Finger, durch Häute verbunden, eingetheilt und die Hinterfüße in den wagerecht liegenden Schwanz verwachsen sind. Da ich mich verwundernd äusserte, wie diese Thiere, die doch gerade auch nicht selten sind, ihre Nahrung finden könnten, so machten mich die Leute aufmerksam auf die Würmer und Insekten, besonders auf das sogenannte Wallfisch-Aas — eine Art kleiner Krebse von der Größe einer Erbse — womit das Meer zu manchen Stunden im eigentlichsten Sinne bedeckt war; sie sagten mir auch, daß der Wallfisch die junge Herings-

brut verschlinge und überhaupt nichts verschone, was nur in seinen Schlund hinabgehe. Von der Lebensweise des Thieres wußten mir meine Gefährten das Wenigste zu erzählen. Bekanntlich ist sie der der übrigen nordpolarischen Seethiere nicht unähnlich. Monogamie, Anhänglichkeit der Gatten, Zärtlichkeit gegen die Kinder sind auch bei ihm zu finden. An der Küste von Brasilien stürzte einst eine Wallfischmutter, der man ihr Junges geraubt hatte, auf das Fahrzeug, welches dasselbe mit sich fortschleppte, warf es um und befreite glücklich den geliebten Gefangenen. Das größte Thier, wie das kleinste, hat übrigens nicht nur Einen Feind, den Menschen, es hat deren mehrere. Besonders soll der Wallfisch den Sägefisch *) zu fürchten haben, der ihn, einzeln oder in Gesellschaft mehrerer seines Gleichen, anfallen und nicht selten tödten soll, indem er ihm ganze Stücken aus dem Leibe säget.

Sehr genau sind mit diesem, dem grön-

---

*) Eine Art Haifisch, von etwa fünfzehn Fuß Länge, mit einem knöchernen, drei bis fünf Fuß langen, Rüssel versehen, der auf beiden Seiten mit Zähnen besetzt ist.

ländischen Wallfische, andere seiner Art verwandt. Unter diesen ist der größte der Nordkaper, der seinen Namen von dem Orte hat, wo er am häufigsten gefangen wird. Er soll nicht selten den grönländischen Wallfisch an Größe übertreffen. Hauptsächlich unterscheidet er sich von ihm durch einen fünf bis sechs Fuß langen Stachel, der ihm auf dem Rücken stehet und andere größere Thiere zu verwunden oder zu tödten dient. Sein Speck giebt bessern Thran als der vom grönländischen Wallfische.

Noch unförmlicher gebaut, als diese beiden, ist der Pottfisch, dessen Kopf fast die Hälfte seiner Länge ausmacht. Dieser wird besonders seines Wallrathes *) wegen gesucht, welches sich in verschiedenen Theilen seines Kopfes als ein milchweißes Oel findet. Man bekommt zuweilen zwanzig und mehr Tonnen dieses Fettes von einem Thiere. Auch giebt es eben so viel Thran und zuweilen findet man in seinen Eingeweiden den kostbaren grauen Ambra, dessen Entstehung noch immer ein naturhistorisches Räthsel ist.

*) Nicht das Gehirn selber, wie häufig angegeben ist, sondern eine Fettigkeit, die das Gehirn umgiebt.

Der Finnfisch, von seiner hohen Rücken-finne so genannt, wird so lang als der Wall-fisch, aber nur halb so dick und giebt viel we-niger Speck, der nicht einmal so gut ist, wie der von jenem. Auch seine Barten taugen we-niger. Eine Abart dieses Thieres, deren Rük-kenflosse, wie ein Mastbaum, gerade aufgerich-tet stehet, heißt davon der Mastfisch.

9.

Persien und die Perser.

Mehrere Wochen hatte ich schon bei dem Eremiten *) zugebracht und viel, was mich in Erstaunen setzte, aus seinem Munde vernommen. Einst, als wir wieder beisammen saßen, die Weltcharte vor uns ausgebreitet, fing er auf einmal an, die Hand über das Morgenland hinstreckend:

„Wunderbar sind die Wege des Ewigen. Der armen Griechen, die sich vergeblich nach Beistand bei ihren europäischen Landsleuten und Glaubensgenossen umsehen, kommt ein Volk zu Hilfe, an welches man nicht denkt. Zwar zieht

*) Kein anderer, als der auf dem Mustag, nach Herrn Ehrends Lebensbeschreibung, Seite 28.

es nicht aus, in der Absicht, Griechenland zu Hilfe zu kommen, es beachtet vielmehr in seiner Staatsklugheit den Augenblick, in welchem das, selbst den übrigen asiatischen Despoten, verhaßte osmannische Reich mit Vortheil angegriffen werden könne; aber der gemeine Menschenverstand muß einsehen, daß die Beschäftigung, die die Türken in Asien finden, sie hindern muß, Truppen aus diesem Welttheile nach Europa zu ziehen, und die Bestürzung, die die Pforte in diesem Augenblicke befallen, den Griechen ihre Befreiung erleichtern muß. Es wäre gewiß wunderbar, wenn das Volk, das in den ältesten Zeiten so viel unglückliche Versuche machte, Griechenland zu vernichten, welches am Ende, zu gerechter Vergeltung, selbst griechischer Einsicht und Kraft erlag, dazu bestimmt wäre, dem versunkenen Griechenlande wieder aufzuhelfen. Und das wird geschehen, so hoffen und wünschen alle, denen der Sinn für Menschenrechte und Menschenbestimmung nicht durch eine engherzige Politik geraubt oder verblendet ist. Eine neue Gestalt wird der Osten von Europa und der damit so eng verbundene Westen von Asien erhalten; es wird das persische Reich seine Grenzen bis an den Bosphorus

ausdehnen; es wird das ehrwürdige älteste Reich der Erde, in einer unabhängigen, der Kultur zugängigen Verfassung, neu aufblühen; es werden die Raubstaaten des nördlichen Afrikas, sich selber überlassen und in ihrer Schwäche, ohne Schutz und ohne politische Wichtigkeit, entweder ihr System ändern, oder den europäischen Seemächten schnell erliegen; es wird, mit einem Worte, die gesammte Menschheit der alten Welt dadurch einen höchst wichtigen Schritt zu ihrer sittlichpolitischen Erhebung thun."

Ich bat den Klausner um nähere Aufschlüsse dieser mir damals räthselhaften Worte; allein er nahm, wie in dergleichen Fällen immer, eine geheimnißvolle Miene an und ließ mich ohne Antwort. Dafür langte er eine Pergamentrolle aus einem Wandbehälter hervor und las mir Folgendes:

Persiens Geschichte ist von Kores in fabelhaftes Dunkel gehüllt und die Geschichte dieses Mannes selber ist mit Fabeln vermischt und gehört zum Theile sogar der Mythologie an. Da die Geschichten der asiatischen Völker die Geschichten ihrer Gewaltherrscher sind, so reden die Sagen von Persien zuerst von den Mahabaden, einer Dynastie, deren Glieder und

Dauer nicht anzugeben sind; auf diese lassen sie die Pishdadier folgen, von welchen zwölf Regenten namentlich aufgeführt werden; unter diesen ist Dschemschid, der Erbauer Isthakars, der größte. Den Pishdadiern folgten die Kajaniden, unter welchen sich Gustasp auszeichnete und entweder der medische Kyaxares selber, oder ein Zeitgenosse desselben war. Unter ihm soll auch der unsterbliche Zerduscht gelebt haben. Kores, aus dem Stamme der Pasargaden, vereinigte Perser und Meder und Babylonier und unterwarf sich ganz Kleinasien, dessen mächtigster Herrscher Krösus war. Sein Sohn, Kambyses, bezwang Egypten. Nach dessen Tod schwang sich ein Magier auf den Thron, indem er sich für einen früher verschollenen Sohn des großen Kores, Namens Smerdes, ausgab. An dem Mangel der Ohren, die dem Spitzbuben früher schon waren abgeschnitten worden, erkannt, wurde er ermordet und an seiner Statt Darius Hystaspes durch das Loos erwählt. Dieser nahm Babylon, welches sich empört hatte, wieder ein; er nahm einen großen Theil von Indien und wandte seine siegreichen Waffen gegen Thrakien und Makedonien. Die asiatischen Griechen überwäl-

tigte er zwar größtentheils, aber die europäischen widerstanden ihm mit Glück, und Egypten, das gegen ihn aufstand, konnte er auch nicht bezwingen. Erst seinem Sohne Xerxes gelang das, aber mit Griechenland ging es ihm noch unglücklicher als seinem Vater, und die Tage vor Marathen und Salamis stehen warnend ewig vor den Augen eroberungssüchtiger Thoren. Das Unglück des ungeheuern Reichs wurde durch die unglücklichen Unternehmungen vorbereitet und durch die unsinnige Verschwendung und schlechten Anstalten der Regenten vollendet. Artaxerxes, der Sohn Xerxes, war ein schwacher Mensch, den die Weiber beherrschten, die ihrer Seits wieder von Günstlingen abhingen. Sein Sohn, Xerxes (der Zweite), von seinem Halbbruder Sogdian ermordet, fand einen Rächer an Ochus, der, als Darius der Zweite, eine geraume Zeit regierte, aber durchaus von seiner Frau, Parysatis, abhing. Diese führte auch die Regierung fort, als nach dem Tode des Ochus, sein Sohn Artaxerxes (der Zweite) den Thron bestieg. Seinem Bruder Kores, der sich desselben für würdiger hielt und deßhalb sich gegen jenen auflehnte, war das Glück nicht günstig; er verlor,

obgleich zehntausend Griechen mit aller Tapferkeit und Klugheit für ihn fochten, die Schlacht der Entscheidung und bezahlte seinen Angriff mit dem Leben; Xenophon aber, der Anführer der Griechen, machte seinen unsterblichen Rückzug. Unter der Regierung dieses Artaxerxes bekam Griechenland eine tödtliche Wunde durch den Frieden des unpatriotischen Antalkidas; allein Persien hatte davon keinen Vortheil, denn Artaxerxes (der Dritte), der Sohn des vorigen, war kein besserer Regent. Er unterlag am Ende den Ränken seines Kämmerers, Bagoas, welcher, da er sie nicht selber behalten durfte, die Krone an Darius Kodomannus gab. Diesen unkriegerischen, wenn auch persönlich nicht feigen, Mann, besiegte der kühne Muth des zur Rache seines oft bedrängten Vaterlandes ausgezogenen Helden aus Macedonien und die ganze weitläufige persische Monarchie fiel in die Hände des Siegers (329 v. Chr.)

Nach Alexanders Tode bemächtigte sich Seleukos des Stocks des persischen Reichs und stiftete die Dynastie der Seleukiden; ihnen folgten die Arsakiden, welche das persische in ein parthisches Reich verwandelten.

Aus dem kleinen Parthiene nemlich strömte, unter Anführung Aschakts (Arhakes), ein muthiger, kampfbegieriger Haufe kühner Waghälse hervor, welche die Syrer vertrieben und ihre siegreichen Waffen über Persien und die benachbarten Länder verbreiteten. Da sie sich auf ihren Streifzügen gegen Westen den römischen Grenzen näherten, so kam es bald zwischen ihnen und den Römern zum Kriege, und nie, wenn sie auch zuweilen beträchtlicher Siege sich rühmten, konnten ihnen diese einen dauernden Vortheil abgewinnen. Die Parther blieben im Osten, was deine Landsleute, die Germanier im Norden waren, die Beschützer der Weltfreiheit gegen die Mörder derselben. Diese büßten manche tapfere Armee durch die Parther ein, die stärkste mit dem eitlen Crassus, den sein Reichthum an die Seite des großen Cäsar stellte. Später eroberte Trajan einen Theil von Parthien; allein er selbst und sein Nachfolger, Hadrian, gaben das Eroberte, das mehr zu erhalten kostete, als es einbrachte, von freien Stücken auf.

Das Reich der Parther erreichte sein Ende durch Ardschin Babekan (Artaxerxes), welcher, ein Perser und Sohn eines königlichen

Abkömmlings, Namens Sassan, einen Aufstand erregte (226 nach Chr.) und ganz Mittel-Asien überschwemmte und seinen Nachkommen, den Sassaniden, den persischen Thron wiederhergestellt hinterließ. Immerfort aber gingen noch die Kriege mit den Römern und zwar mit überwiegendem Glücke auf Seiten der Perser, welche sogar einen römischen Kaiser, Valerian, fingen und unter schmählichen Mißhandlungen sterben ließen, bis sie endlich durch Narses und Diokletian gezwungen wurden, Frieden zu machen (303). Das gesunkene Reich hob darauf wieder Schapur (der Zweite) der Große, der Arabien demüthigte und von dem Kaiser Jovian fünf Provinzen erhielt, damit er nur ruhig blieb. Nach Schapurs Tod wechselten die Schicksals des Reichs wieder und Araber und Hunnen und Türken traten auf den Kampfplatz, öfters für, öfters gegen Persien. So ging es eine lange Reihe von Jahren, endlich bestieg Kosru Anushirwan den Thron (531) und dieser eben so weise, als tapfere Regent gab seinem Reiche alsbald wieder neue Festigkeit und neuen Glanz. Er erweiterte die Grenzen desselben und es erstreckte sich unter ihm vom

Mittelmeer bis zum Indus, vom Jarartes bis nach Egypten. Ueberall, wohin er seine Waffen wandte, war er glücklich und siegreich. Viel erzählt daher die Geschichte, noch mehr die Fabel, von dem großen Nuschirwan. In seine Fußstapfen traten seine nächsten Nachfolger und Enkel, Kosru Parwiz (591), erhob das Reich auf den höchsten Gipfel der Macht und des Ruhms. Aber plötzlich stürzte er mit ihm in das tiefste Verderben. Von dem Kaiser Heraklias in einem entscheidenden Treffen besiegt, fiel Parwiz unter dem Schwerte seines eigenen Sohnes und Meuchelmord und Empörung kamen an die Tagesordnung, bis der siegreiche Kalife Omar Persien angrif (656), den Beherrscher desselben, Jezdedscherd, tödtete und sich seines Reiches bemächtigte.

Von diesem Zeitpunkte an beginnt die Geschichte des neupersischen Reiches, welches größtentheils unter mehrere Beherrscher getheilt blieb, indem theils die Statthalter der Araber sich unabhängig machten, theils türkische und selbst persische Fürsten Provinzen an sich rissen und mit Waffengewalt behaupteten, so lange nicht ein Stärkerer über sie kam. Hauptsächlich hatte sich aber Persien durch diese Umwälzung

in zwei Haupttheile gespalten; den Nordosten umfaßte der Eine, den Südwesten der Andere. Beide fielen zusammen in die Gewalt der Mungalen, welche zuerst unter ihrem Dschmgis-khan (1220) in Persien einfielen und die einzelnen Beherrscher desselben nach und nach aufrieben. Die Nachkommen dieses Blutmenschen besaßen nun Persien als Statthalter und Chane, und konnten, in ihrem getheilten Zustande, nichts für die Erhebung desselben thun, konnten noch weniger widerstehen, als (1387) der berüchtigste aller Eroberer, Tamerlan *), auftrat und auch in Persien einfiel. Obgleich nun aber die Herrschaft der Mungalen mit dem Tode Timurs sich endigte, wurde es doch nicht besser mit Persien; die Turkomannen, ein Nomadenvolk, wurden die Herren des Landes und, da sie selber nicht einig waren, litt auch dieses unter ihren Streitigkeiten, bis endlich ein kräftiger und kluger Regent in Ismael Sophi aufstand (1505), welcher, seinen Ursprung von dem Nachfolger des Propheten, Ali, herleitend, gar bald ein solches Ansehen erlangte, daß er

*) Timur-lenki, der lahme Timur; denn das soll er an einem Beine gewesen seyn.

sich im Stande sah, alle andern Prätendenten sich zu unterwerfen und ein Reich zu gründen, welches den größten Theil des alten Persiens und noch einige beträchtliche Länder Mittel-Asiens umfaßte. Er nahm den Titel eines Shah an und führte die Religionsgrundsätze Ali's in Persien ein. Darauf nun gründet sich der Haß der Türken und der Perser. Diese, als Schüten, und jene, als Sunniten *), verketzern sich wechselseitig und da die Rechtglaubigen, nach den Grundsätzen des Koran, die Ketzer vertilgen müssen, so muß jedes der beiden Völker darauf ausgehen, das Andere aufzureiben. Sophi's Nachfolger führten mit den Türken blutige und großentheils unglückliche Kriege. Endlich erschien ein Rächer der erlittenen Unbilden in Abbas dem Großen (1587), der Alles wieder herstellte, wie es Ismael besessen hatte und den Türken noch Armenien, Irak-Arabe, Mesopo-

*) Die Sunniten sind die Traditions-Verehrer, welche dabei die drei ersten Chalifen als rechtmäßig gewählt betrachten; die Schüten verneinen das und heißen deßhalb Sektirer.

tamien und Syrien wegnahm. Aber die nächsten Nachfolger des Shahs Abbas hatten weder seinen Geist, noch sein Glück, und allmählich versank Persien wieder in Kraftlosigkeit und Unmacht; am Ende in Verwirrung und Anarchie. Der Shah Mahmud, der sich des Ganzen bemächtiget hatte (1772), verfiel in Wahnsinn und wurde vom Throne gestürzt durch seinen General Ashraf; diesen aber vertrieb Thamasp Kuli Chan, ein Räuber, dem der Shah Verzeihung hatte angedeihen lassen und der sich dann im Dienste desselben emporschwang. Er setzte, unter Mitwirkung der Türken und Russen, einen Prinzen von Geblüt, Namens Tamasp, auf den Thron; da dieser jedoch Georgien und Armenien an die Türken abtrat, entrüstete sich sein Volk und Kuli Chan setzte ihn ab und erhob den Sohn desselben, Abbas. Jetzt eroberte der Vormund die abgetretenen Provinzen wieder und setzte sich dermaßen fest, daß er, als der junge Shah starb (1736), den Thron selber besteigen konnte. Du hast von dem Ungeheuer Shah Nadir reden hören? Das ist kein anderer, als dieser Sklave des Thamasp (Kuli Thamasp). Nach des Usurpators Tod stürzte das

durch

durch ihn erweiterte Reich in neue Verwirrung und es entstanden daraus vier verschiedene Reiche, nemlich 1) Chorasan und Sedschestan; 2) Kandahar, welches die östlichen Provinzen umschließt; 3) Fars, welches im Westen bestand und 4) Georgien. Das Letztere behielt seine eigenen Fürsten und fand es am Ende, mehr aus Ueberzeugung als durch Waffengewalt gezwungen, für gerathen, sich den Russen zu unterwerfen. Kandahar fand einen tüchtigen Regenten in Ahmed Abdallah, der seine Residenz zu Kabul nahm und mit großer Kraft, selbst über Indien, gebot. Chorasan und Fars lagen sich lange in den Haaren, und nur der geistigen Ueberlegenheit Kerim Chans, eines weisen, kriegserfahrnen und dabei durch Gerechtigkeitsliebe ausgezeichneten Mannes, gelang es die Ruhe wieder herzustellen, die jedoch sogleich wieder verschwand, als er starb (1779). Seine Brüder wollten seine Söhne verdrängen und fielen mit ihnen unter dem Schwerte; der übriggebliebene Prinz, Murad Ali, behielt den Thron, allein ihm stellte sich ein Mann entgegen, an den er nicht gedacht. In Masanderan hatte sich unter andern Empörern, Aga Muhamed, ein Verschnittener, unter die Waf-

fen gestellt. Gegen diesen marschirte Murad und starb auf dem Wege an den Folgen eines Sturzes mit dem Pferde; sein Sohn, Jafar, wollte zwar seine Rechte geltend machen, hatte aber das Unglück, geschlagen zu werden und nun ermordeten ihn seine eigenen Leute. Auch dessen Sohne, Ali, ging es nicht besser, er fiel von Muhameds Schwert und dieser behauptete sich und ließ, in gegenwärtigem Jahre (1796), das Reich in den Händen seines Neffen, Feth-Ali-Schah, welcher die meisten Eigenschaften zu einem guten Regenten hatte.

Du siehst, sagte nun mein Lehrmeister, seine Rolle zusammenwickelnd, daß die Geschichte Persiens, wie aller von Despoten beherrschten Länder, eine Kette von Abscheulichkeiten und Unfällen ist. Die gütige Gottheit hat es mit Persien gut gemeint; aber die Menschen sind der Güter nicht werth, die ihnen verliehen sind; sie, die durch Eintracht und Liebe glücklich seyn könnten und sollten, ziehen es vor, sich wie die wilden Thiere, zu zerfleischen und sich wechselsweise der Güter zu berauben, die ihnen die Gottheit in

ihrer Güte zugewiesen hat. Beklagenswerthes Loos der Menschheit!

Ich bat hierauf meinen Klausner, da ihm der gegenwärtige Zustand von Persien so bekannt seyn würde, wie seine Geschichte, mir gleichfalls einen Abriß davon zu geben, als welches mir bei der Wanderung durch das Land, die ich beschlossen, von großem Nutzen seyn würde. Gern, sprach er nach einer Pause, erfülle ich Deinen Wunsch! und nun gab er mir folgende Nachrichten:

Persien, auch Farsistan (oder das Rosseland), Adschem und Iran genannt, ist das Land zwischen dem 62sten und 88sten Grad der Länge und dem 24sten und 40sten Grad der Breite; seine Grenzen sind im Norden die Türkei, Rußland, das kaspische Meer und die Tatarei, im Westen die Türkei und der persische Meerbusen, im Süden dieser Busen und das indische Weltmeer, im Osten endlich das westliche Indien und die Bucharei; sein Flächeninhalt beträgt wenigstens 50,000 Quadratmeilen. Im Osten, Norden und Westen sind hohe, zum Theil mit ewigem Schnee bedeckte Gebirge, in welchen sich hie und da feierspeiende Berge befinden. An großen, schiffbaren Flüssen fehlt es

dem Lande; viele von den bedeutendsten endigen sich in Sümpfen und Morästen; von denen, die das Meer erreichen, ist der vorzüglichste der fischreiche Berdemir, der in den persischen Busen fällt; der Tys und der Mend fallen in das indische Meer, der Sefi-rod in das kaspische Meer. Von Landseen sind die bedeutendsten in den Provinzen Aderbischan, Farsistan und Chorasan; sie sind meistentheils fischreich und haben salziges Wasser. Das Klima hat drei Hauptverschiedenheiten; denn es ist im Norden rauh und kalt, im Süden heiß und fast ganz ohne Frost; und in den mittleren Gegenden gemäßigt, trocken und sehr gesund. Doch giebt es auch ungesunde Gegenden, namentlich die Küstenländer, welche heiß und feucht sind. In Hinsicht auf diese klimatische Beschaffenheit hat sich Persien nicht geändert; schon Herodot läßt dem jungen Kores sagen, sein Vater wohne in einem Lande, in welchem man vor Kälte erfrieren und vor Hitze verschmachten könnte. Eben so verschieden ist die Fruchtbarkeit des Bodens; man findet Wüsten von außerordentlichem Umfange, aber es giebt auch Gegenden, die zu den schönsten, anmuthigsten und fruchtbarsten auf der Erde gerechnet wer-

den müssen. Dahin gehören die Provinzen Irak Adschemi, Farsistan, und die reizenden Thäler von Persepolis und Schiras. Die Produkte des Landes sind zahlreich. Man findet Baumwolle fast in allen Provinzen, Safran auf der südlichen Küste des kaspischen Meeres, Trauben und Wein in Kazwin und Schiras, Waizen in Farsistan, Melonen und Pflaumen in Chorasan, Granaten in Schiras und Yezd, Opium in der Gegend von Ispahan, Aprikosen, Pfirsiche, Mandeln, Feigen und Nüsse überall, Reis und Orangen in Mazanderan, Tabak, Mastix, Weihrauch, Manna, Terebnithen, Kastanien und Datteln in Kerman. Zucker wird in Kuschistan gebaut und Oliven wachsen in verschiedenen Gegenden. Persiens Blumen, — und es hat die europäischen alle, — übertreffen diese weit an Schönheit und Lebhaftigkeit der Farben. Von zahmen Thieren hat Persien treffliche Pferde, Maulesel, Esel, Kameele, Schafe mit Fettschwänzen, Rinder und Schweine; von wilden Thieren trifst du Hirsche, Rehe und Antelopen und von reissenden Schakale, zuweilen Löwen, Wölfe und Tiger. Fi-

sche sind nicht sehr häufig. Die Perlenfischereien im persischen Meerbusen sind noch immer von Bedeutung, wenn auch lange nicht mehr, was sie sonst gewesen. Aus der Insektenwelt ist die Seidenraupe vorzüglich zu bemerken. Die persische Seide wird noch immer vorzüglich geschätzt. Von Mineralien giebt es Eisen, Kupfer, Blei, Schwefel, Alaun, Salz, Marmor und Edelsteine; eigenthümlich ist Persien die feinste Naphtha, und die mineralische Mumie, die bei Schiras hervorquillt.

Die Hauptnahrung der Perser beruhet auf dem Reis, ausserdem bauen sie jedoch auch Waizen, Gerste und Hirse.

Der Kunstfleiß der Perser ist in den neuern Zeiten sehr gesunken, doch verfertigen sie noch Teppiche, Wollen-, Seiden- und Baumwollenwaaren, kupferne Geschirre, herrliche Säbelklingen und andere Metallwaaren. Mit ihrer Industrie ist auch ihr Handel gesunken, der ohnehin nur hauptsächlich durch fremde Kaufleute bei ihnen getrieben wurde. Durch Karavanen mehr als durch die weit bequemere Schifffahrt geschieht dieser Handel.

Die Bevölkerung des Landes ist nur gering und es mag nicht viel mehr als ein Zwölftheil desselben ordentlich angebaut seyn. Die Zahl der Einwohner mag sich auf 11 — 12 Millionen belaufen. Darunter sind Perser, die der muhamedanischen Religion zugethan sind; Nachkommen der alten Parsen oder Gebern, die das Feuer anbeten; Juden, die, wie überall, vom Wucher und Schacher und in verdienter Verachtung leben; Sabier oder Johannischristen und armenische Christen; endlich Hindu oder Indier. Ausser diesen angesessenen Einwohnern ziehen noch Turkomannen, Kurden, Araber und andere Nationen nomadenmäßig in den weniger angebauten Provinzen umher, wofür sie geringe Abgaben bezahlen.

Im gegenwärtigen Augenblicke ist Persien von einem Shah, dem schon genannten Feth-Ali regiert; ein Theil des Landes ist mit dem der Afhganen vereinigt; einzelne Distrikte sind ganz unabhängig. Die Provinzen sind 1) Irwan, oder Eriwan mit dem Hauptorte gleiches Namens und meistens von Armeniern bewohnt. 2) Adenbidschan, mit einem fruchtbaren Boden und kunstfleißigen Einwoh-

nern. Die Hauptstadt Tauris treibt einen lebhaften Handel, vorzüglich in Seide. 3) Gilan, wo gleichfalls viel Seide und Reis gebaut werden. Der Hauptort heißt Räscht. 4) Mazanderan, ein niedriges, feuchtes und daher ungesundes Land, aber doch durchschnitten von schönen, trockenen und fruchtbaren Höhen und mit nett gebauten Dörfern besetzt. 5) Chorasan, ein gesundes Land, mit kriegerischen und dabei die Künste des Friedens treibenden Einwohnern. Es liefert alle Arten des in Persien einheimischen Getreides, die edlern Baumfrüchte, Indigo, Galläpfel, Spezereien, Wolle, Turkisse und Rubine. Hier werden schöne Teppiche verfertigt und kostbare Säbelklingen. Die Turkomannen, mit ihren Heerden, durchziehen das Land. In der Hauptstadt Mesched stehet eine berühmte Moschee, zu welcher jährliche Pilgerfahrten geschehen. Eine andere wichtige Stadt ist Herat, wo viele indische Kaufleute, auch Juden und Armenier sich aufhalten und Karavanen aus Indien ankommen. 6) Irak Adschemi, auch Iran Persan genannt, die Hauptprovinz, die zwar im Süden und Osten wüste, in den nördlichen und westlichen Gegenden aber desto

fruchtbarer an Getreide und edlen Früchten ist. Es herrscht hier eine reine, scharfe und gesunde Luft, daher stehet die Bevölkerung, wie die Kultur und die Industrie, auf einer höhern Stufe, als in den übrigen Provinzen. Die Hauptstadt Ispahan zählt 300,000 Einwohner, welche, ausser andern Arbeiten, Gold- und Silberstoffe in groszer Vollkommenheit verfertigen. Der Pallast des Regenten und die Hauptmoschee sind prächtige Gebäude; prächtig sind auch zwei Brücken, welche über den Flusz Sainderud führen, der die Stadt durchflieszt. Die Gegend um die Stadt ist an sich dürre, wird aber durch künstliche Kanäle bewässert. Auch die Städte Yezd und Kaschan, wo noch jetzt der prächtige Pallast des Shahs Abbas zu sehen ist, sind volkreiche, durch Handel mit Seide und Baumwolle belebte Städte. 7) Kuschistan, dessen Hauptstadt Schuster heiszt, liegt um den Tiegris und am persischen Meerbusen, ist häufigen Streifereien räuberischer Araber ausgesetzt und daher wüste. 8) Farsistan, am persischen Meerbusen gelegen. Schiras, die Hauptstadt, liegt in einem reizenden Thale, in welchem köstliche Früchte und der berühmte Wein von Schiras wachsen. Die

Stadt selber hat mehrere ansehnliche öffentliche Gebäude und in der Nähe Denkmähler aus dem Alterthume; worunter besonders die Ruinen von Persepolis (Isthakan) ausgezeichnet sind. Abuschär am persischen Meerbusen dient der Stadt Schiras als Hafen zu einem lebhaften Handel nach Indien. (An diesem Orte haben sich die Engländer festgesetzt). 9) Laristan, mit der durch Sammet- und Tuchmanufakturen bekannten Hauptstadt Lar, ist gebirgig, dürr und nur gering bevölkert, doch durch seine Gebirge vor räuberischen Einfällen gesichert. 10) Kerman, ebenfalls am persischen Meerbusen gelegen, besteht aus hohen, nackten Gebirgen und dürren Sandwüsten und hat eine heiße, ungesunde Luft. Die Einwohner, die beim Mangel an andern Lebensmitteln, hauptsächlich von Datteln sich nähren, verfertigen aus der trefflichen Wolle ihrer Schafe Shawls, die denen von Kaschmir ähnlich sind. Die Hauptstadt Kerman ist stark bevölkert. Hier liegt auch der Seehafen Ormus, ehemals in den Händen der Portugiesen. 11) Mekran; am indischen Meere liegend, ist ein heißes, wüstes Land und hat nur wenig Städte; die Hauptstadt heißt eben so. 12) Sedschestan,

ist eben so beschaffen und leidet unaufhörlich von den Streifereien der räuberischen Afghanen.

Dieß waren die Nachrichten, welche der Eremit seinem Gaste mittheilte, den er dafür ersuchte, ihm seine Bemerkungen auf seiner Wanderschaft durch Persien zuzusenden. Herr Ehrend versprach es ihm und wird ohne Zweifel sein Wort gehalten haben. Da sein Tagebuch einen Aufsatz über seine Reise durch dieses Land enthält, der uns viel Schönes über die natürliche Beschaffenheit, die Alterthümer, die Sprache, die Religion und andere Merkwürdigkeiten dieses Landes erzählt, so werden wir das Vorzüglichste davon künftig mittheilen.

1.2.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Gerlach, Johann Peter,

Das Glück in der Heimath

Nürnberg 1822

P.o.germ. 443 pm
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10108637-8